

Braunschweigische Heimat



93. 72487

Universitätsbibliothek

Technische Universität

32 Braunschweig

Postfach 10

1973

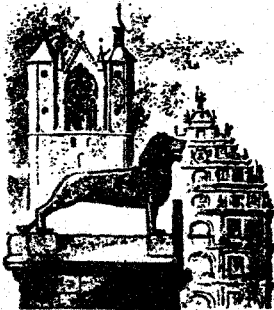
59. Jahrgang · Heft 1 · März

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Verborgene historische Stätten: Schloß Salzdahlum Von Oberkustos Dr. H. A. Schultz, Braunschweig, Fuchsweg 11	1
Die „Rippe des Riesen Goliath“ im Braunschweiger Domschatz Von Domprediger Dr. Adolf Quast, Braunschweig, Jasperallee 10	7
Justus Oldekop, ein streitbarer Jurist im 17. Jahrhundert Von Diplom-Volkswirt Karl Henning Oldekop, Neustadt a. Rbge., Apfelallee 12	8
Eine Bibliographie der Ordenskommande Lucklum Besprechung von Oberkustos Dr. H. A. Schultz, Braunschweig, Fuchsweg 11	15
Alltags- und Festtagskost des ostfälischen Landvolkes im 16.—18. Jahrhundert Von Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6	17
Mineralfunde zwischen Braunschweig und Wolfsburg Von Friedrich Wilhelm Wiedenbein, Lehre ü. Brschw.	23
Aus der Heimatpflege:	
Helene Evers wurde 80 Jahre alt Von Siegfried Wolter, Braunschweig, Wachholtzstraße 15	28
Dr. Werner Flehsig 65 Jahre Von Dr. H. A. Schultz	28
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1972	33



Warum in die Ferne schweifen?

BRAUNSCHWEIG

bietet viel!

Große Kultur - 1000 Jahre

Gemäldegalerien - Rembrandt - Rubens - Vermeer

Staatstheater - Oper - Operette - Schauspiel - Stadthalle

Wanderungen im Naturschutzgebiet Riddagshausen

Amt für Wirtschafts- und Verkehrsförderung · 33 Braunschweig · Rathaus

Postscheckkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 440 65,
Bankkonto: Norddeutsche Landesbank Nr. 2017 762, Braunschweig

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

59. Jahrgang

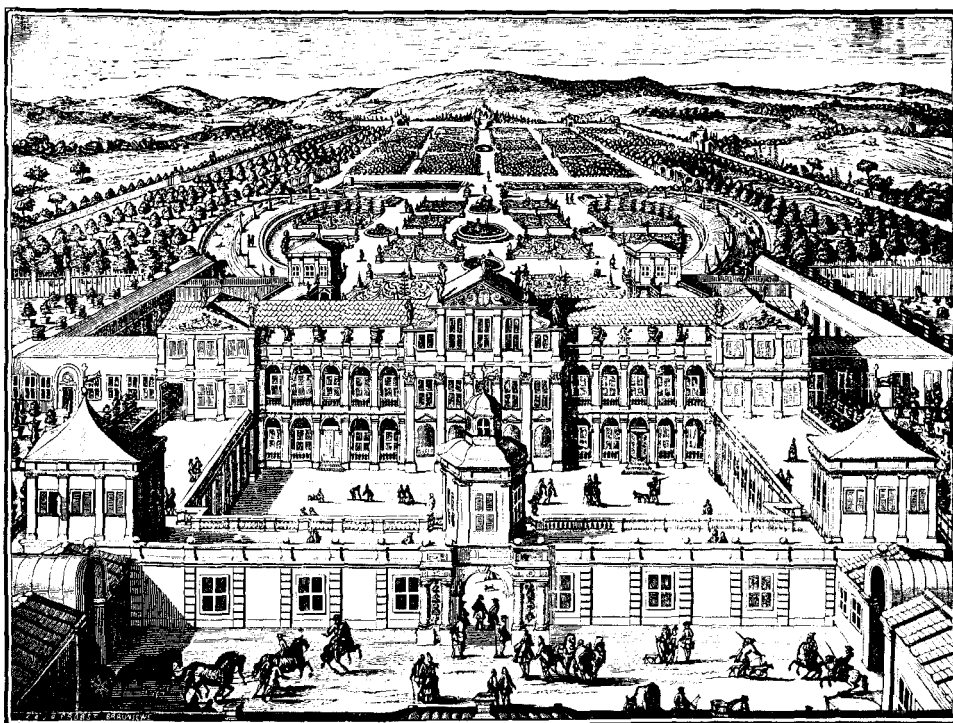
März 1973

Heft 1

Verborgene historische Stätten

Schloß Salzdahlum

von H. A. S c h u l t z



Ansicht des Schlosses vor 1700 vom Osten von der Hofseite her.

Eine Darstellung des Schlosses Salzdahlum * ist nicht leicht, da eine Fülle von Problemen historischer und topographischer Art bestehen, obgleich der Abbruch erst 1813 erfolgte. So sind u. a. zuverlässige Grundrißaufnahmen nicht vorhanden, wie es bereits K. Steinacker, der sich ganz besonders eingehend und systematisch mit der Anlage befaßt hat, abschließend feststellen mußte.

Das Schloß lag südwestlich vom Dorfe, das ursprünglich aus Ober- und Niederdahlum bestand. Am 1. Mai 1857 erfolgte der Zusammenschluß mit der Domäne Salzdahlum zur Gemeinde Salzdahlum. Die seit frühester Zeit bekannte Saline, 1852 stillgelegt, lag am Salzberge östlich vom Dorfe auf der Flur von Niederdahlum. Zwischen den beiden ehemaligen Dörfern stand die im Übergangsstil erbaute Kirche, die erst vor wenigen Jahren restauriert worden ist. Hier befand sich auch der „Glockenthie“, eine alte Thingstätte des Untergaues. Ein Rittergeschlecht v. Dahlum läßt sich im 13.—14. Jahrhundert nachweisen. Auf dem Warberg'schen Lehnhoofe stand ein Bergfried (Steinturm).

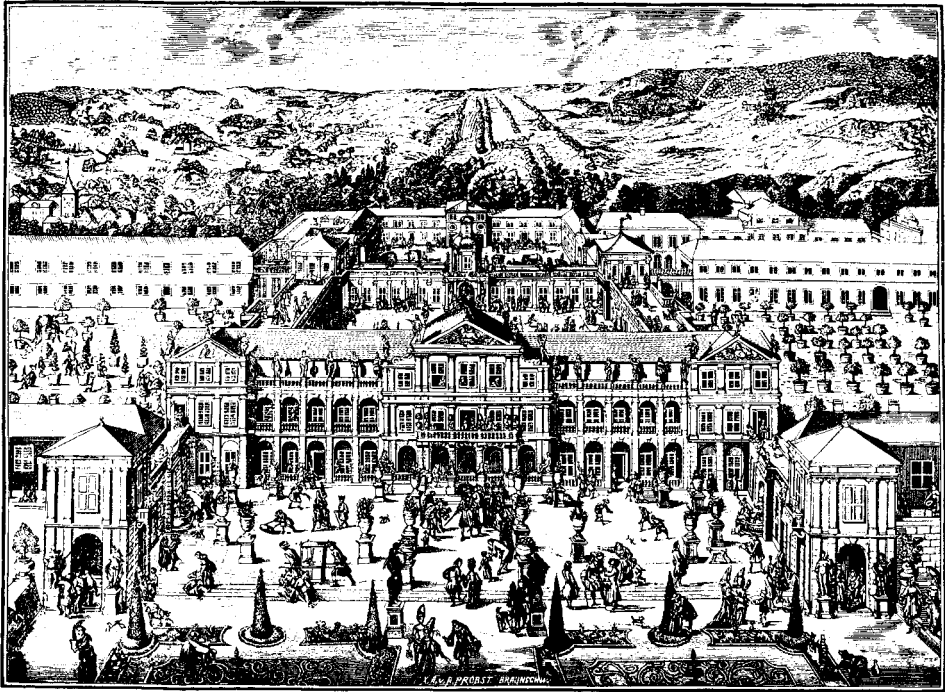
Seit 1672 hatte Herzog Anton Ulrich (1633—1714) ein größeres Landgut durch Erwerb weiterer Ländereien begründet. Dieses Vorwerk wurde 1695 vom Schlosse losgelöst und selbständig weitergeführt. Aus ihm entwickelte sich eine Domäne, die bis 1807 Sitz des Amtes Salzdahlum war. Seit 1953 ist es Versuchsgut der Forschungsanstalt für Landwirtschaft, Völkenrode.

Ebenfalls im Jahre 1672 legte Herzog Anton Ulrich ein Lusthaus „in italienischer Bauart“ an. Ihm lag daran, seine Sammlungen würdig und vor allem geschlossen unterzubringen. Was aus diesem samt dem erwähnten Ziergarten geworden ist, ist unbekannt. Doch wird ihm dieser Bau nicht genügt haben. Seine Pläne gingen weiter. Er setzte sie 1688 in die Tat um.

Salzdahlum liegt in einer vom Elm und von der Asse beherrschten Landschaft, die zu jener Zeit noch stärkere Waldungen trug. Etwa eine Meile von Wolfenbüttel, jener damaligen Residenzstadt, und von Braunschweig entfernt, war es sehr gut zu erreichen. So erwuchs aus dem herzoglichen Vorwerk eine Schloßanlage, die für einen besonders repräsentativen Lustschloßbau geeignet war. Sicherlich hat es auf den Herzog und die Baumeister einen besonderen Reiz ausgeübt, in diesem weiträumigen Gelände nach freiem Ermessen ein prunkvolles Schloß erstehen zu lassen. Wenn auch leider nicht bis in Einzelheiten, so sind wir doch gut unterrichtet durch die Stiche von A. Beck, P. Schenks, Heckenauers und Romano de Hooghes und durch Arbeiten K. Brandes und K. Steinackers. Dieser Bau spielte im Mittelpunkt des höfischen Lebens eine große Rolle. So war er die Heimat der Mutter der Kaiserin Maria Theresia; von hier führte Zar Peter der Große seinem Sohn und Thronerben die Gattin nach Rußland zu; am 12. Juni 1733 fand hier die Hochzeit Friedrichs des Großen mit Elisabeth Christine, einer Schwester der Braunschweiger Herzöge Karl I. und Ferdinand, statt. Anlässlich eines Besuches der Kurfürstin Sophie von Hannover nannte diese Salzdahlum „das Paradies auf Erden“.

Herzog Anton Ulrich, am 14. Oktober 1633 als Sohn des Herzogs August geboren, genoß eine gute Erziehung durch Justus Georg Schottelius, bildete sich ständig weiter, einmal auf der Universität Helmstedt, zum andern auf mehreren Reisen nach Italien, Frankreich und Holland. Er war selbst schriftstellerisch tätig.

Man liest häufig, daß dem Herzog das Schloßchen Marly an der Seine in der Nähe von Versailles als Vorbild gedient habe. Der Bau selbst wurde entworfen und ausgeführt von Johannes Balthasar Lauterbach und Hermann Korb (geb. 1656 zu Niese bei Falkenhagen/Lippe, gest. 1735 als Braunschw. Landesbaumeister und beigesetzt in der Johanniskirche zu Wolfenbüttel). Alles wurde aus Holz im Fachwerkstil geschaffen und damit ein Steinbau in Aufbau und Ornamentik nachgeahmt. Es war gewiß der größte deutsche Holzbau. Die Fresken wurden vornehmlich vom Braunschw. Hofmaler Tobias Querfurth geschaffen, von dem wir auch ergänzende Grundrißdarstellungen haben. Die malerisch-dekorative Gestal-

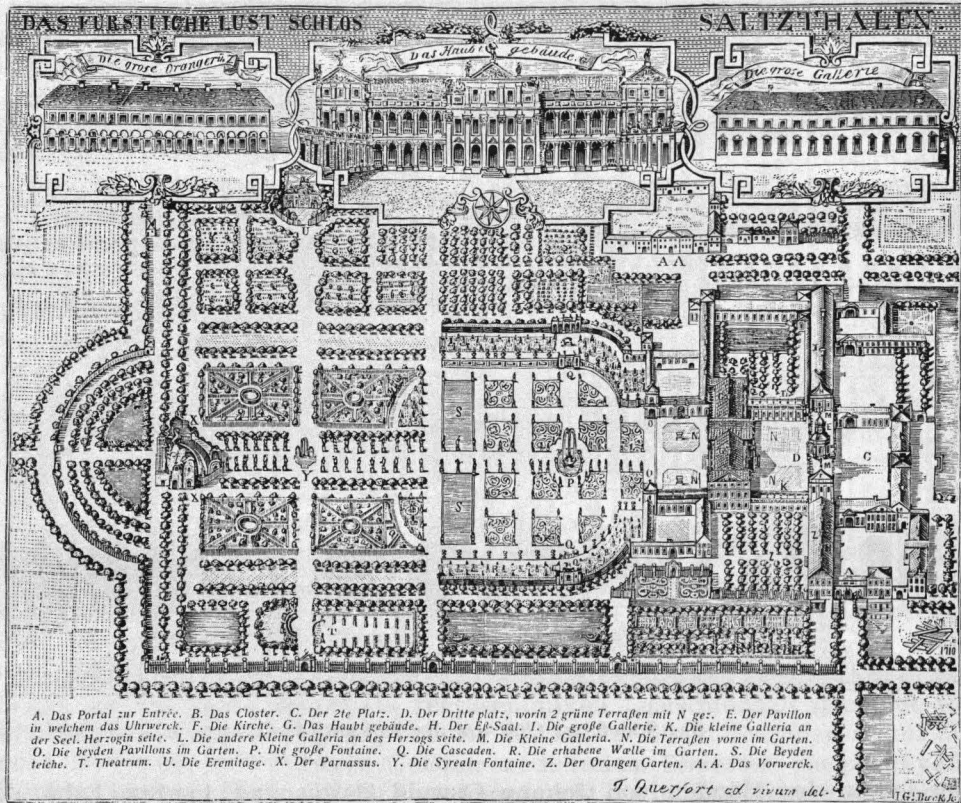


Das Schloß um 1700 von der Parkseite her.

tung lag in den Händen von Johann Oswald Harms und Joachim Luhn, die Bildhauerarbeit in denen von Sebastian Huggenberg aus Augsburg. Es wirkten ferner noch mit als Baumeister Guiseppe Arighini aus Brescia (s. Theaterbau in Celle), als Maurer und Stuckateur Perinetti, Rizo, Carchani, Solari, Domipechi, Theyno und Dominico Pini. Das Holz, vorwiegend Eichen und Tannen, wurde aus den herzoglichen Forsten entnommen und durch Bauern angefahren; Alabaster und Marmor kam aus Nordhausen, die Sandsteinplatten von Velpke und aus dem Solling und die Mauersteine aus den Brüchen des Elmes und der Asse. Die baren Ausgaben betrugen bis zum Tode Anton Ulrichs (nach Brandes) etwa 100 000 Rthlr. Obgleich die Ausgaben sehr hoch erscheinen, war wohl doch die Tendenz, mit beschränkten Mitteln eine möglichst weite Prachtentfaltung zu erreichen. Der Bau sollte würdig als Repräsentationsschloß und in seiner Architektur dem beträchtlichen Wert der herzoglichen Kunstsammlungen gerecht werden.

Die Einweihung des Schlosses geschah am 24. Mai 1694, am 60. Geburtstage der Herzogin Elisabeth Juliane. Als Gäste waren u. a. zugegen Gräfin Maria Aurora von Königsmark, der Philosoph Leibniz (1690—1710 Bibliothekar in Wolfenbüttel), der Propst Jerusalem, Hofprediger und Prinzenerzieher. Herzog Anton Ulrich hatte hier für sich das schaffen wollen, was für König Ludwig XIV. Versailles war. So prunkvoll wie das Schloß war auch der Park angelegt. Über 160 Plastiken umsäumten die Wege.

Die Abbildung 1 vermittelt einen Eindruck von dem Aussehen des Schlosses aus dem Jahre 1700 vom Osten her, d. h. von der Hofseite. In der Mitte steht das mit Schiefer abgedeckte 3geschossige Herrenhaus mit dem 5achsigen Mittelbau.



Grundplan der Schloßanlage nach F. Querfort, J. G. Baeck sc.

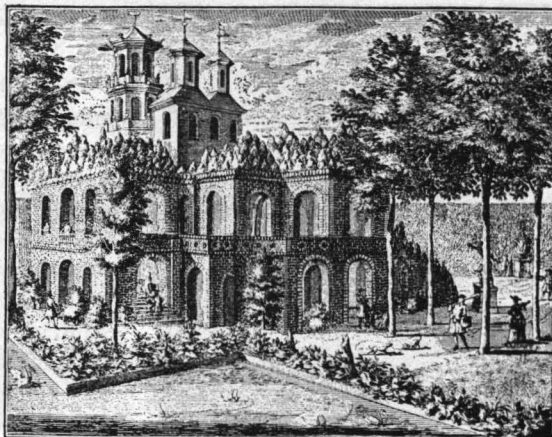
Vor ihm liegt der Herrenhof, begrenzt durch die Galeriebauten, und zwar rechts des Herzoges und links der Herzogin. Neben dem Tor zu diesem Innenhof lag in dem linken Eckpavillon die Kirche und in dem rechten der Speisesaal. Dann folgte nach dem Beschauer zu der Vorhof mit seinem großen Mittelbau, um den sich die Wirtschaftsgebäude gliederten. Durch diesen Vorhof hindurch verlief unter den Toren der Durchfahrtsweg, der heute nach Abräumen der Gebäude zur Landstraße von Salzdhalm nach Ahlum ausgebaut ist. An ihr stehen noch geringe Reste eines Torbogens, des anschließenden Hauses und des 1720 erbauten Marstalles.

Über diese Höfe und über das Herrenhaus hinweg sieht man nach Westen zu den weiträumigen Parkanlagen hin, dem „Französischen Lustgarten“, wie er genannt wurde. Er war von einer Wegeachse durchschnitten; in der Querrichtung teilten ferner drei Wegeachsen den Park in vier Quartiere, die in sich wieder geometrisch zerlegt waren. 1764 waren diese aufgelöst in symmetrisch gewundene Irrwege. An der Mittelachse stand die große Fontaine, dahinter die Sirenen-Fontaine und als Abschluß der Parnas (eigentl. Gebirge in der griechischen Landschaft Phokis, an der Südspitze die Orakelstätte Delphi; symbolisch hier Dichter-sitz) (s. Abb. 5).

Ein eigenes Theater war südlich der Längsachse angelegt. Nördlich davon lag die Eremitage, ein mit Tuffstein verkleideter Holzbau. Zur Zeit Anton Ulrichs

hatte dieser Park, der seinem persönlichen Geschmacke entsprechend diesen Umfang erhielt, einen Flächeninhalt einschließlich der angelegten Teiche von insgesamt 52 Morgen. Die ganze Länge betrug 1200 Fuß.

Unter Herzog Karl Wilhelm Ferdinand verwilderte der Park immer mehr. Das höfische Leben erlosch und die Gebäude verfielen. Der Untergang war nicht aufzuhalten. Da die Erhaltung ständig höhere Summen erforderte, konnte die Herzogskasse nicht mehr nachkommen.



Parnass. Stich von A. A. Beck.

1784 erlebte sie den Besuch Johann Wolfgang Goethes. Er war am 23. August dort und äußerte sich in einem Briefe an Frau von Stein: „Heute haben wir einen angestrengten Weg zurückgelegt, um die Galerie von Salzdahlum anzusehen. Da gibts artige Sachen, die ich in Deiner Gesellschaft mitansehen möchte, vor allem einen Everdingen, ein wahres Meisterstück und noch manches andere, was ich Dir seinerzeit beschreiben will.“

1811 befand sich das Schloß in einem erbärmlichen Zustande. Die Orangerie war bereits 1797 zusammengestürzt und samt der Gärten verfallen. Kümmerlich stand noch das Herrenhaus, es war vollends unbewohnbar. Die meisten Plastiken lagen umgestürzt, z. T. böse beschädigt, in den mit Unkräutern überwucherten Wegen. 1810 war die gesamte Schloßanlage vom König von Westfalen der Stadt Braunschweig als Entschädigung für die Instandsetzung des Residenzschlosses in Braunschweig geschenkt worden. Es kam zu einer Kunstauktion. Die Auktionsanzeige steht im 92. Stück der „öffentlichen Anzeigen für das königlich westfälische Oker-Departement“ vom 24. November 1810 und lautet: „Auf höhern Befehl sollen den 3. Decbr. d. J. und folgende Tage, des Morgens von 9 bis 12 und Nachmittags von 1 bis 4 Uhr, auf dem Schlosse zu Salzdahlum verschiedene Sachen und Effekten, bestehend in Kanapees, Stühlen, Sesseln, Tischen, Schränken, Spiegeln, Spiegelblakern, verschiedene Bilder (es waren noch 400, die übriggeblieben waren!), Kronleuchtern, Betten, Matratzen und dgl. meistbietend gegen baare Bezahlung verkauft werden!“ So endete der herrliche Kunstbesitz. Die Stadt Braunschweig hatte im ganzen, d. h. aus dieser Auktion und aus anderen Verkäufen 33 098 Tha-



Speisesaal im Schloß Salzdahlum. Stich von A. A. Beck.



„Raub der Proserpina.“

Eine aus 3 Figuren bestehende Gruppe, 1904 im Bernsteinschen Garten an der Campestraße bei Erdarbeiten gefunden, stammt ursprünglich aus dem Park des Lustschlosses Salzdahlum. Jetzt steht sie im Klosterhof des Braunschweigerschen Landesmuseums.

ler und 21 ggr eingenommen. Dies steht in der Schlußabrechnung vom 3. Dezember 1813.

Im Jahre 1813 fand die westfälische Regierung ihr Ende. Bei seinem Aufenthalt in Paris hatte Herzog Friedrich Wilhelm im Frühjahr bereits 80 Stück der aus Salzdahlum entwendeten kleineren Gemälde und die gesamte Majolika-Sammlung zurückbekommen. Weitere Rückgaben erfolgten bis 1815. Dabei wurden nicht nur die Salzdahlumer Kunstschätze sondern auch die aus der Wolfenbütteler Bibliothek mitgeführten Handschriften zurückgesandt. Die Verhandlungen, die außerordentlich schwierig waren, wurden von dem Braunschweiger Museumsdirektor Emperius und dem Galerieinspektor Weitsch geführt. Mit Hilfe des Generalsekretärs der französischen Museen La Valée wurden die mühselig wiedergefundenen Gemälde, die schon in den Museen zu Paris, Brüssel, Lyon, Straßburg, Caen, Toulouse und Grenoble und in den kaiserlichen Palästen St. Cloud, Trianon und Compiègne verstreut waren, nach Braunschweig zurückgeführt. Bis 1816 waren es 245 Gemälde. Aus Kassel, dem Sitz des Kaisers Jérôme fanden nur 22 den Rückweg. Nach damaliger Aufstellung fehlten noch immerhin 200 der besten und 400 der weniger guten Bilder. Erfreulich war ferner zu sehen, daß manche neuen Besitzer, die die Bilder in der Auktion am 3. Dezember 1810 ersteigert hatten, zurückgaben, um damit wieder an einer Vervollständigung der ehemaligen Sammlung beizutragen.

Das Schloß Salzdahlum hat keine lange Glanzzeit erlebt. Noch einmal erscheinen vor unserem Auge die vielen Säulen und Ballustraden, die vergoldeten Bildwerke und Wetterfahnen, die Galerien mit ihren reichen Schätzen, ferner die Eindrücke des höfischen Lebens an einem fürstlichen Barockhof, die hier als Gast und zu Verhandlungen an-

wesenden Gesandtschaften, die vielen anderen fürstlichen Gäste mit ihrem Gefolge, die Räume mit geselligen Zusammenkünften und musikerfüllt des Abends mit Kerzen erleuchtet, das glitzernde Gepränge der Galatafel, die Hofkonzerte, die Prunkopern, die Gartenfeste in den einzelnen Parkanlagen und die Regie in der Hand eines geistvollen Herzogs, wie es Anton Ulrich gewesen ist.

Die „Rippe des Riesen Goliath“ im Braunschweiger Domschatz

von A. Quast

Der Dom besitzt in dem kläglichen Restbestand seines ehemals so berühmten Sakralschatzes ein Kuriosum: Die Rippe des Riesen Goliath.

Die Sage berichtet, daß kein Geringerer als Heinrich der Löwe persönlich sie von seiner Pilgerreise im Jahre 1172 aus dem Heiligen Land mit nach Braunschweig gebracht hätte.

Die imposante Größe der Rippe von über einem halben Meter Länge legte in einer Zeit, in der die Naturwissenschaften im Abendland noch sehr wenig Allgemeingut waren, nahe, daß sie wohl einem Riesen zugehört haben müsse; und wer hatte als Riese einen klangvolleren Namen als eben Goliath, der als Anführer der Philister sein Leben durch einen Stein aus der Hirtenschleuder des späteren Königs David verlor?

Wer diese Identifikation einmal vorgenommen hat, ist uns genau so unbekannt wie Ort und Zeit, wo sie geschehen ist. Wir kennen nur die Überlieferung im Register des Domschatzes.

Die Zeit der Aufklärung nahm der alten Sage ihr exotisches Gewand und deutete die Rippe schlechtweg als Rippe eines Mammuts. Damit hatte sie auch den letzten Rang unter den Andacht heischenden Stücken des Domes eingebüßt.

Als 1935 der Dom in eine nationale Weihestätte umgewandelt wurde, kam die Rippe zusammen mit den Altargeräten und einigen anderen Stücken aus dem Besitz des Domes in das Landeskirchenamt. Sie fristete dort bis 1970 im Keller ein unbeachtetes Dasein, weil eigentlich niemand so recht wußte, was es mit diesem seltsamen Knochengebilde auf sich hatte.

Um so genauer wußte man es aber im Senkenbergmuseum in Frankfurt, dem die Rippe zur „Bestimmung“ vorgelegt wurde. Einwandfrei die Rippe eines Finnwals, freilich am Ansatz und am Ende von Menschenhand leicht gestutzt.

Damit wäre für uns kritische moderne Menschen des Rätsels Lösung gefunden und unter dem Strich bliebe die Überzeugung, daß seinerzeit ein geschäftstüchtiger Orientale den frommen Raritätensammler Heinrich übers Ohr gehauen hätte, als der im guten Glauben die „Rippe des Riesen Goliath“ als kostbares Mitbringsel für seinen geplanten Dom in Braunschweig erwarb.

Haben wir damit aber wirklich des Rätsels Lösung, die keine Frage mehr offen ließe? Ich meine, nein!

Die Rippe muß schon zu Zeiten ihres Erwerbs durch Heinrich den Löwen einen Wert beschlossen haben, der sie ganz in die Nähe der Reliquien rückte. Ihre Bezogenheit auf die Gestalt des Philisterhäuptlings Goliath erklärt dies mit Bestimmtheit noch nicht.

Wenn schon nicht die Geschichte, dann bietet vielleicht die Religionsgeschichte uns über die verflossenen 800 Jahre hin den Schlüssel zum Verständnis.

Wir wissen, daß die Rippe im alten Orient wegen ihrer an die Mondsichel erinnernden Form ein wirkungskräftiges Symbol für das Geheimnis des Lebens war, und zwar für das vegetative Leben, das sich in Analogie zu den Mondphasen und den Vegetationsperioden im Stirb und Werde allezeit erneuert. Ich darf erinnern, daß Eva ihr Leben aus der Rippe Adams erhielt.

Rippen beinhalteten also für den Menschen, der in jener „vorreligiösen“ Vorstellungswelt lebte, Lebenskräfte, die man sich durch sog. Analogiezauber dienstbar machen konnte.

Urbild war allemal die Mondsichel, die vom Firmament her über Werden und Vergehen auf Erden regierte. Sie war mehr als nur Symbol. In ihr war die Wiederkehr des Lebens faßbar Ausdruck.

Als längst der Gottesglaube diese Periode der Religionsgeschichte überwunden hatte, blieben ihre Elemente als Symbole und Vorstellungshilfen lebendig. Sie waren gleichsam Transparente für nicht anschaulich zu machende Wahrheiten und Wirklichkeiten geworden. Ich denke an die herrlichen Darstellungen der Jungfrau Maria als Himmelskönigin, die fast immer auf der Mondsichel gezeigt wird.

Und zum Schluß möchte ich auch erinnern, daß in der Nachkommenschaft Heinrichs des Löwen das Haus Braunschweig-Wolfenbüttel rechts und links neben der geschmückten Säule im Wappen zwei Sicheln führt, die freilich längst die Form landwirtschaftlicher Geräte angenommen haben, aber gerade in der Zuordnung zu der Mittelsäule ihre Beziehung zur Mondsichel nicht verleugnen können. Lebenshilfe oder Lebensgewißheit zwischen Werden und Vergehen. An ihrer Stelle könnten wohl auch Rippenbögen gedacht werden.

Die „Rippe Goliaths“ weckt in uns gewiß keine religiösen Empfindungen; sie ist aber ein Dokument, ein Dokument in verschiedener Hinsicht. Und Dokumente sollte man achten.

Justus Oldekop, ein streitbarer Jurist im 17. Jahrhundert

von Karl Henning Oldekop

Im Laufe der Jahrhunderte war das Braunschweiger Land das Wirkungsfeld einer ganzen Anzahl von Gliedern des Geschlechts Oldekop. Darunter war Justus Oldekop eine der markantesten Persönlichkeiten.

Im Jahre 1597 in Hildesheim geboren, kehrte er nach Abschluß seiner juristischen Studien und Promotion zum Doktor utriusque juris an der Universität Marburg 1627 in seine Vaterstadt zurück, wo er als Advokat und als Sekretär im Rat der Stadt tätig war und zeitweise auch die Aufgaben eines Syndikus des Rates der Stadt wahrnahm (vgl. BEITRÄGE 1829). Nach der Einnahme Hildesheims durch Pappenheim 1632 verließ er die Stadt und hielt sich bis zur Rückkehr dorthin um Ostern 1635 in anderen Städten wie Braunschweig, Goslar, Osterode/Harz und Wolfenbüttel auf. 1660 siedelte er wieder nach Braunschweig über (vgl. OLDEKOP 1875).

Die Schriften, die er hinterlassen hat, zeigen deutlich sein leidenschaftliches Streben nach einer Reform der Verwaltungspraktiken im deutschen Städtewesen und des geltenden Strafrechts. Allerdings standen seine Ideen vielfach im scharfen Gegensatz zu den Auffassungen der damaligen Zeit.

I. Von Osterode aus veröffentlichte er im August 1634 eine umfangreiche Schrift in Buchform mit dem Titel *)

„Politischer Unterricht für die Rahtsherren in Städten und Communen: Wie dieselbe zur Ehre GÖttes, gemeiner Stadt Wolfahrt und Erhaltung ihres selbst eigenen respects, ihr Ampt führen sollen.“

Die Schrift ist gerichtet an

„den Ehrnwerten, Großachtbarn, Hoch- und wolgelahrten, Hoch- und wolweisen, Ehrbarn und Fürsichtigen Burgermeistern, Syndicis und gantzen Raht der löblichen Stadt Braunschweig, Meinen großgünstigen Herren“

und läßt erkennen, daß Oldekop nicht nur ein erfahrener — modern ausgedrückt — „Kommunalpolitiker“, sondern darüber hinaus ein guter Kenner all jener Schliche, Tricks und Mißstände war, deren nur der Eingeweihte kundig sein kann; Mißstände, die ihren Ausgang nahmen von der Oligarchie des alten Patriziats in den deutschen Städten um die Mitte des 14. Jahrhunderts und die auf dem Wege von der Macht zur Klüngelwirtschaft und Willkür durch die Jahrhunderte weiterwucherten (ANONYMUS 1936).

In seiner Schrift stellt Oldekop die allgemeine Mahnung auf:

„Es kan ohne die Gerechtigkeit kein Regiment, Fürstenthumb, Land oder Stadt bestehen ... Wie viel weniger kan eine Stadt oder Gemeine, worin man zusammen wozuleben und den gemeinen Nutzen und Frieden fortzusetzen gemeint ist, ohne die Justitz stehen bleiben.“

Er wendet sich dann an diejenigen Ratsmitglieder, die sich ihr Amt nicht erschlichen haben, wenn er wörtlich schreibt:

„Es wird praesupponirt und vorgesetzt, daß die Rahtsherren als durch ordentliche Wahl in den Rahtsstuel erkoren, und nicht etwa durch eine zusammengeschlungene Ketten, deren es in Städten ... zu geben pflegt, herbey gezogen, oder durch Geschenck, Gabe, Gunst und dergleichen sich eingedrungen, welches offten als geschieht ...“

Es war vielerorts üblich, durch Gunst und Stimmenkauf in den Rat zu kommen. Mit am häufigsten übte der Rat selbst Kooptation, so daß die „Ketten“ der Geschlechter in den Ratsämtern nicht abzureißen brauchten. Hierdurch artete das Ratsregiment in ein sog. Karussell-Regiment aus; es ergaben sich Monopolbildungen von Hoheitsrechten, eine agnatisch monopolisierte Rats Herrschaft (vgl. MITGAU). Gegen diese Mißstände wendet sich die Schrift zunächst.

Hier folgen einzelne Merksätze aus dem „Politischen Unterricht“. So prangert Oldekop z. B. das Saufen unter den Ratsherren an:

„Mancher vermeint, er könne keine Stadtsache tractiren oder in sein Dunstbegieriges Hirn recht bringen, wenn er keinen Wein, Broihän oder andere gute nasse Ware dabey hat, und die Consilia und Commissiones ziemlicher maßen befeuchten kan, damit sie wol bekommen wie die Kohlpflanzen. An etzlichen Orten gibts dazu gute Gelegenheit, da Rahthauß und Sauffhauß unter ein Dach gesperret seyn.“

Das Saufen der Ratsherren auf Stadtkosten wird noch als verhältnismäßig harmlos angesehen gegenüber einem zu beobachtenden Egoismus, der manche Bürger veranlaßt, sich auf unrechtmäßige Art in den Ratsstuhl „hineinzuschieben“, um aus Rachgier einem mißliebigen Mitbürger Schaden zufügen zu können.

Da Untertänigkeit und Devotion in den Gremien der Stadtverwaltungen eine gewichtige Rolle spielten, gibt Oldekop den Ratsherren entsprechende Ermahnungen:

„Wenn du votiren solt, las dich nicht an die Vorstimmen binden, sie kommen auch her, von wem sie wollen; achte nicht wer diß oder jenes sagt, sondern was er sagt ... Wir kommen deßwegen nicht zusammen, daß der eine reden sol wie der andere: Sondern das ein jeder sein Bedencken aufrichtig sage.“

Er meint, daß die Tonangebenden unter den Ratsherren sich bemühen, aus den Anderen rechte „Ja-Herren“ zu machen:

*) Bei den folgenden Zitaten werden, soweit verständlich und nicht zu umständlich, Wortlaut und Schreibweise des Verfassers beibehalten.

„Der gibt keinen guten Rahtsherrn, der sich von seiner Meinung, so er nützlich erachtet, von anderen leichtlich abführen lasset. Darumb sey nicht knechtisch!“

Der weit verbreiteten Meinung — „Wer reich ist, ist auch klug“ — tritt er nachdrücklich entgegen. Gleichzeitig ermahnt er die Ratsherren, sich selbst Bildung, Wissen und Urteilkraft anzueignen, indem sie „Politicos und Historicos“ mit Fleiß lesen:

„Es fleucht keinem eine gebratene Taube ins Maul: Gute Consilia kommen nicht schlumps- oder plumbsweise: Vernünftiger Raht lasset sich nicht aus Bier, Humpen oder Breyhan Krügen süppern, auch nicht wie ein gut Trüncklein Wein durch die Zehne ins Gehirn reissen. Man muß darumb beschafftigt und munter seyn.“

Und weiter:

„Du bist nicht in den Rahtsstuel gesetzt, daß Du allein die Banck bekleiden und hören solt, was neues vorfelt. Sondern daß Du rahten und was zu rahten sein wil, fleissig erwegen solt.“

Er versucht auch, das Selbstvertrauen einzelner Ratsherren zu stärken, wenn er sagt:

„Hastu schon nichts studirt, weist deine Wort nicht alle zu Boltzen zu drehen, fürchte dich deßwegen nicht: Ehrliche Mit-Rahtsfreunde halten dir das nicht allein nicht für Übel, sondern lieben Dich auch, wenn sie bey deiner Einfalt deine Aufrichtigkeit und unerschrockenes Hertz verspüren.“

Aber auch für die Aufgaben der Ratsherren zum Wohle der Bürger ohne Rücksicht auf Herkunft und Familie stellt Oldekop Forderungen auf, die wohl-durchdacht sind und sich letzten Endes zum Vorteil der einzelnen Gemeinden auswirken sollen. Hier setzt er sich z. B. für eine gerechte Verteilung städtischer Finanzmittel — wir würden heute sagen — zur ausbildungsmäßigen Förderung des Nachwuchses und der studentischen Jugend ein, wenn er sagt:

„Wann man ein Theil wackerer ingeniorum envehlet, denselben wegen ihres Unvermögens, so wol in Trivial-Schulen als in Academien stipendia zuwendet und ihnen dergestalt aushilft, dass sie zu vorgesetztem Zweck ihrer studiorum gelangen mögen, Wobey aber die Rahtsherrn, so über solche stipendia zu disponiren haben, gewarnet sein sollen, dass sie nicht dieselbe nach Parteiligkeit, Gevattern, Vettern und Freund oder einem anderen, welchem sie mit Gunst zugethan seyn ..., sondern den besten qualificirten Bürger-Kindern zuwenden. Thun sie ein Wiedriges, so versündigen sie sich schwerlich ...“

Es ist bemerkenswert, daß er auch die Zukunft dieser durch öffentliche Geldmittel Geförderten im Auge hat, wenn er fordert:

„Es ist auch hierbey zu erinnern, wann die Stipendiaten nun zu Männern gedien, daß mans denselben unauffgeruckt lasse, was für Wolthaten an ihnen erwiesen und dass man ihnen Ehre und respect nicht mißgönne, ob sie gleich armer oder geringer Leute Kinder seyn.“

Er ermahnt die Ratsherren weiter, soziale Einrichtungen — um ein modernes Wort zu gebrauchen — zu schaffen und zwar:

- a) der studierenden Jugend gute Bibliotheken zu erstellen,
- b) Waisenkinder entweder in den studiis nach gestalt der ingeniorum oder zu einer möglichen „Handtierung und Handwerk, wo ein jeder Lust zu hat und sich schickt“ zu unterweisen,
- c) Häuser für Kranke, gebrechliche, alte, unvermögende und im Kriege verwundete Leute zu errichten.

Schließlich tritt er auch schon hier — wie er es im späteren Leben und in seinen entsprechenden Schriften intensiv getan hat — für eine humanere Einstellung gegenüber Rechtsbrechern ein:

„Wann man einen straffbaren Uebelthäter abthun wil, so thue man solches nicht aus Rachgier, sondern aus Liebe der Gerechtigkeit. Man kühle sein Mühtlein weder mit Worten, Wercken noch Geberden: Es ist gnug daß der arme Sünder seinen verdienten Lohn empfangen und anstehen muß ... Mit der menschlichen Natur muss man Mitleiden tragen, aber inmittels den Gesetzen gnug thun.“

Da er wohl des öfteren die Erfahrung gemacht hat, daß das Amt des Rathsherrn manchem in den Kopf steigt und ihn dann hochmütig macht, stellt er die These auf:

„Magistratus monstrat virum — wenn jemand eine Obrigkeit wird, spüret man allererst, was hinter ihm steckt.“

Und endlich lautet seine allgemeine Mahnung an die Ratsherren, bei Beratung aller Fragen sehr genau zu bedenken, was das Ende aller Dinge sei. Sonst komme hernach die Reue und man sage:

„Non putaram — das hette ich nicht gemeint.“

II. Ein weiteres Anliegen war für Oldekop eine Reform des geltenden Strafrechts in Richtung einer humaneren Auslegung und Anwendung der Gesetze sowie einer Milderung des Strafvollzugs. Er setzte sich mit seinen Forderungen bewußt in Gegensatz sowohl zur öffentlichen Meinung, als auch zur damaligen Rechtswissenschaft, nach der scharfe Strafbestimmungen und ein harter Strafvollzug gefordert wurden. Dies ist verständlich vor dem Hintergrund des 30-jährigen Krieges, der eine kaum vorstellbare Verwilderung der Sitten und Moral mit sich gebracht hatte.

Zuerst im Jahre 1633 und später nach mehrfachen Überarbeitungen und Ergänzungen gab er im Jahre 1654 von Halberstadt aus eine Schrift heraus unter dem Titel

„Observationes criminales practicae congestae et in quinque libros speciatim tributae, cum appendice exemplorum etc“,

in der er energisch Theorien entgegentritt, die ihm mit dem Prinzip der Gerechtigkeit im Widerspruch zu stehen scheinen. Im einzelnen fordert er:

1. Größere Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit der Richter,
2. Beaufsichtigung der Gefängnisse, Verbot der unterirdischen Kerker für die Gefangenen,
3. Gestattung ausreichender Verteidigung,
4. Beseitigung des Mißbrauchs der Tortur,
5. strenge Beaufsichtigung der Strafjustiz durch die Staatsgewalt und scharfe Bestrafung der Ungerechtigkeit

und schließlich, daß niemandem die Ausübung der Strafgewalt gestattet werde, wenn nicht mindestens zwei tüchtige Rechtsgelehrte den Prozeß von Anfang bis Ende geleitet haben (vgl. v. STINTZING).

Ausführlich beschäftigt er sich mit der Tatsache, daß unschuldig Angeklagte aufgrund ihrer in der Folter erpreßten Geständnisse verurteilt wurden, die er mit einer Anzahl von Fällen belegt. In ihrer langen Geschichte hat gerade die Stadt Braunschweig manche Gewalttaten aufzuweisen, denen zahlreiche einflußreiche Männer zum Opfer fielen. Insbesondere sei erinnert an das Jahr 1604, in dem Henning Brabandt nach entsetzlichen Martern sein Ende fand, dem weitere rücksichtslose Hinrichtungen folgten (vgl. MITGAU). Oldekop äußert daher schwere Bedenken gegen die Folter. Er meint,

„die Hexenfabeln seien allgemein bekannt, die armen gefolterten Frauenzimmer lügen in der Angst, um sich von den Quelen zu befreien“ (vgl. v. STINTZING).

Auch weist er darauf hin, daß manche Folterknechte eine Ehre darin suchen, Geständnisse zu erwirken, und daher Angeklagte durch Versprechen milder Behandlung zu falschen Geständnissen verführen. Wenige Jahre darauf richtet er in zwei Schriften

„Contra Dn. Bened. Carpzovium J. C. tractatus duo“

heftige Angriffe gegen seinen Zeitgenossen, den um 2 Jahre älteren, im Jahre 1595 in Wittenberg geborenen Benedict Carpzwow, der sich als Professor und Ordinarius der Leipziger Juristenfakultät und des dortigen Schöffentstuhles höchsten Ansehens erfreute. Neben seiner richterlichen Tätigkeit hatte er auch eine Reihe von Jahren das akademische Lehramt ausgeübt. Die ALLGEMEINE DEUTSCHE BIOGRAPHIE von 1876 sagt über Carpzwow aus, daß

„er die wissenschaftliche Grundlage des positiven deutschen Strafrechts geschaffen hat“.

Auch v. STINTZING betont:

„Carpzows Bedeutung, der Einfluß, den er übte, der Glanz, welcher sich an seinen Namen knüpfte, ist von keinem anderen deutschen Juristen erreicht worden . . .“

Ebenso hebt v. BAR Carpzwows Bedeutung hervor, wenn er schreibt:

„daß Carpzwow durch Berücksichtigung des vaterländischen Rechts und besonderer zahlreicher Präjudizien der sächsischen Gerichte und namentlich des Leipziger Schöffentstuhles der deutschen Criminaljurisprudenz zuerst eine selbständigere Stellung verschaffte und trotz der Angriffe seines Zeitgenossen Oldekop fast ein Jahrhundert die Praxis beherrschte.“

Die Bewunderung für Carpzwows Verdienste war aber nicht uneingeschränkt, und die gleichen Stimmen, die ihm hohes Lob spendeten, übten gleichzeitig auch scharfe Kritik. In diesem Sinne äußert sich v. BAR bei einer Gegenüberstellung Carpzwows mit Oldekop wörtlich:

„Oldekop, geb. 1597 zu Hildesheim, war entschieden ein feinerer Kopf als Carpzwow. Freisinniger auch als dieser zweifelt er stark an der Richtigkeit der Hexenprozesse und giebt für die in denselben abgelegten Bekenntnisse bereits die richtige Erklärung. Er kennt auch das Römische Recht besser, hält sich strenger an das Gesetz und bekämpft mit Recht die bei Carpzwow mannigfach vorkommenden willkürlichen und schlecht begründeten Entscheidungen. Aber Oldekop kannte und berücksichtigte das einheimische Recht weniger und hat darum nicht Carpzwows historische Bedeutung.“

Sicher ist, daß Oldekop seiner Zeit voraus war, wenn er in seinen rationalistischen und aufgeklärten Ansichten gegen die von Carpzwow verfochtene Vergeltungstheorie im Strafrecht mit ihrer Forderung nach harter Anwendung der geltenden Gesetze und eines oft grausamen Strafvollzuges auftrat.

III. Auch in seiner praktischen Arbeit als Advokat scheute Oldekop sich nicht, im Kampfe für die Gerechtigkeit — so, wie er sie sah — Mühen und Anfeindungen äußerster Art verbunden mit persönlicher Schädigung auf sich zu nehmen und darüber hinaus seinen Ruf aufs Spiel zu setzen. Beispiel hierfür ist der langjährige Prozeß, den er gegen den Rat der Stadt Braunschweig führte. Es handelte sich hier um die Verteidigung eines des Kindermordes angeklagten 14jährigen Bauernmädchens, das nach seiner Überzeugung unschuldig und nur durch Folterungen zu Geständnissen veranlaßt worden war. In diesem Prozeß, der sich von 1661 bis 1666 hinzog und nur durch Oldekops Tod im Jahre 1667 endete, wurde von beiden Seiten mit harten Worten und schweren Anschuldigungen gestritten.

Der stark gekürzte Titel der von Oldekop 1663 herausgegebenen Schrift lautete:

„Warhaffte Beschreibung Eines Nie erhörten Unchristlichen wieder GOTTES Wort,

alle Rechte und natürliche Vernunft laufenden Peinlichen Processus, welchen Bürgermeister und Raht der Stadt Braunschweig, wieder eine arme Unschuldige Bauren Tochter, Margareta Schmidts genannt, von Vierzehn Jahren, eines wieder die offenbare Warheit, fälschlich zugemessenen Kindermohrthshalber, Anno 1661 und 1662 geführt, und endlich, nachdem sie dieselbe zweymahl Ungehört und ungedefendirt torquirt, zwar nicht am Leben (welches sie doch kaum gerettet) sondern endlich mit öffentlichen Staupenschlagen . . . und ewiger Verweisung schändlich exequirt . . ."

Diese Schmähschrift ließ der Rat der Stadt Braunschweig konfiszieren. Darauf gab Oldekop einen neuen Abdruck heraus. Hiergegen setzte der Rat 1664 eine Replik

„relatio facti et juris“,

in deren Titel auf den

„gegen seine damals ordentliche Obrigkeit begangener Widersetzlichkeit und äussersten Unehorsam halber vollstreckten Verfestungs-Prozeß“

hingewiesen wird. Nachdem der Rat Oldekop auf offenem Markte feierlich in die Acht erklärt und mit der Schandglocke aus der Stadt ausgeläutet hatte (vgl. ANONYMUS 1911), verlegte er seinen Wohnsitz nach Wolfenbüttel. Von dort gab er 1665 zwei weitere Schriften heraus, die voll Bitterkeit sind über das ihm — nach seiner Ansicht unverschuldet — angetane Unrecht. Er spricht hier im Titel von dem

„Ungeheures INIUSTITIAE MONSTRUM“,

das Bürgermeister und Rat der Stadt Braunschweig begangen haben, von einer ehrverläumderischen Schmähschrift, äußerster Beschmutzung seines ehrlichen Namens, falscher Relation u. a. Der Rat der Stadt konnte diese Angriffe nicht hinnehmen und beantwortete sie mit dem

„Abdruck Dreyer RESPONSORUM JURIS“,

d. h. von Rechtsgutachten, die der Rat der Stadt von den juristischen Fakultäten der Universitäten Helmstedt, Jena und Rinteln erbeten hatte. Diesen waren angefügt

„wohl-außgeführte Rechts-Bedencken“,

die vom Rat der Stadt ausgearbeitet worden waren. Alle drei Rechtsgutachten kamen zu dem gleichen Resultat, daß die angebliche Kindesmörderin zu Recht verurteilt worden sei. Die Universität Jena, an der Oldekop etwa 40 Jahre vorher studiert hatte, griff ihn in langen Ausführungen und scharfen Worten persönlich an. Sie wies darauf hin, daß er, als er in jungen Jahren in Jena studierte, relegiert worden sei (vgl. auch JUGLER)

„wegen seines unfertigen und legibus Academicis verbotenen verhaltens, testimonium publicum, mit rothen Wachs, am schwartzen Brete davon bracht, wie er sich hierauf bezeuget, und voriges Verbrechen mit noch mehr und gröberem überhäuffet haben soll . . .“

Dieser Vorgang hatte zwar nichts mit dem angeforderten Rechtsgutachten über den laufenden Prozeß zu tun; daß er nach so langer Zeit ans Tageslicht gezogen und in einem Gutachten als Beweismittel gegen Oldekops Qualität als Jurist verwendet wird, zeigt, wieviel Feindschaft unter seinen Zeitgenossen er sich durch seine von den geltenden Rechtsauffassungen abweichenden juristischen Argumente und durch die leidenschaftliche Art, wie er sie vortrug, zugezogen hat.

Ganz modern mutet Oldekops „antiautoritäres“ Denken an. Der Rat der Stadt Braunschweig nimmt in seiner Streitschrift gegen Oldekop voll und ganz seine

Rechte als Obrigkeit in Anspruch, wenn er an einer Stelle wörtlich aus dem Römerbrief, Kap. 13, zitiert:

„Wer sich wieder die Obrigkeit setzt, der widerstrebet Gottes Ordnung ... Denn sie (die Obrigkeit) trägt das Schwerdt nicht umbsonst. Sie ist Gottes Dienerin.“

Oldekop hatte sich geweigert, auf eine an ihn ergangene „Citation“ vor dem Rat der Stadt zu erscheinen mit der Begründung:

„ob er gleich in der Stadt Braunschweig sich uffgehalten, Dieweil er aber umb sein Geld gezehret, so were er Burgermeistern und Raht nicht als gebührenden respect, keineswegs aber gehorsam und ihren citationes zu pariren schuldig gewest.“

Diese Ablehnung wird vom Rat kommentiert mit den Worten:

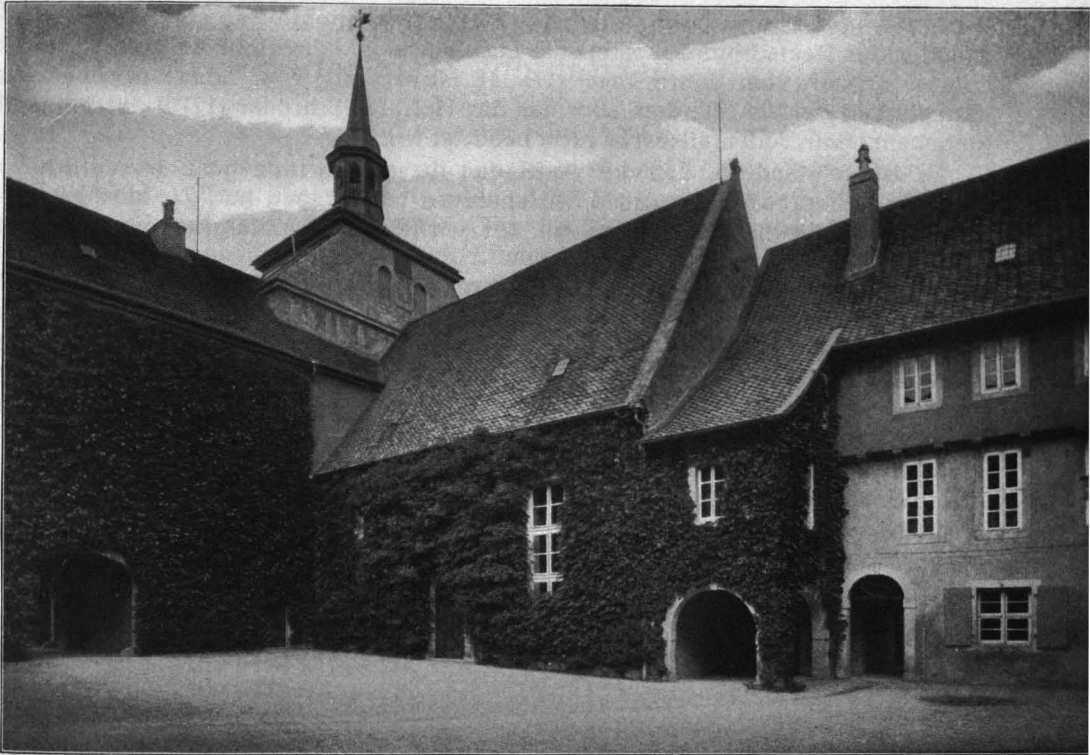
„Nun war er je kein Frembder, durchreisender Gast, oder Pilgrim ... sondern hatte mit allen seinen mobilien, Bibliothek und Kindern sich hier gesetzt, eingemiethet, hielte Feuer und Rauch, gebrauchte sich der Kirchen und Gottesdiensten, genoß des allgemeinen unter hiesiger Obrigkeit Schutzes, nehrete sich von der Stadt mit täglicher Praxi Juridicae ... und erachtet sich gleichwol nicht schuldig der Obrigkeit unterworfen zu seyn, das mag wohl eine wunderliche Creatur von incolis seyn.“

Eine derartige Widersetzlichkeit war dem Rat wohl selten vorgekommen, und er beantwortete sie mit der Verfestung, d. h. der Verweisung aus der Stadt.

Daß Oldekop als junger Student wegen aufsässigen Verhaltens von der Universität Jena relegiert worden sein soll, verwundert angesichts seines Charakters, wie er sich in seinem späteren Leben gezeigt hat, nicht. Wenn er heute lebte, würde er mit seinen Ideen einer Reformierung der Strafjustiz im Sinne einer Humanisierung und der Ablehnung des Obrigkeitsstaates mit dem Ziele der Erringung von mehr demokratischen Rechten für den einzelnen Bürger sich wahrscheinlich größeren Ansehens erfreuen als zu seinen Lebzeiten.

Schriften

1. ALLGEMEINE DEUTSCHE BIOGRAPHIE, herausgegeben von der historischen Commission bei der Königlichen Academie der Wissenschaften — Leipzig 1887 — 24. Band.
2. ANONYMUS: Ein Braunschweiger Advokat aus früherer Zeit — Braunschweigische Landeszeitung vom 24. 10. 1911.
3. ANONYMUS: Die Weisheit des Ratsgelehrten Oldekop — Frankfurter Zeitung vom 7. 6. 1936.
4. BAR, L. v.: Handbuch des Deutschen Strafrechts; 1. Band: Geschichte des Deutschen Strafrechts und der Strafrechtstheorien — Berlin 1882.
5. BEITRÄGE zur Hildesheimischen Geschichte, Gerstenbergsche Buchdruckerei — Hildesheim 1829.
6. BÜRGERMEISTER UND RAT der Stadt Braunschweig
 - a) Relatio facti et juris ... Braunschweig 1664,
 - b) Abdruck Dreyer RESPONSORUM JURIS und wohl-außgeführte Rechts-Bedencken ... Braunschweig 1666.
7. JOCHER, CHR. G.: Allgemeines Gelehrten-Lexikon, 3. Teil — Leipzig 1751.
8. JUGLER, F. Fr.: Beyträge zur juristischen Biographie, 4. Band — Leipzig 1778.
9. MITGAU, H.: Gemeinsames Leben — Der Familienpapiere älterer Teil, 1500—1770 — Göttingen 1955.
10. OLDEKOP, J.:
 - a) Politischer Unterricht ... Osterode 1634,
 - b) Observationes criminales ... Halberstadt und Bremen 1654,
 - c) Contra Dn. Bened. Carpzovium ... Bremen 1659,
 - d) Warhaffte Beschreibung ... Wolfenbüttel 1663,
 - e) Ungeheures INIUSTITIAE MONSTRUM ... Zeitz 1665.
11. OLDEKOP, Th.: Das Geschlecht der Oldekop — Hannover 1875.
12. STINTZING, R. v.: Geschichte der Deutschen Rechtswissenschaft, 2. Band, 1880.



Innenhof der Deutschordenskommande mit Blick auf die Kirche.

Eine Bibliographie der Ordenskommande Lucklum

v. Henninges, Segeband, Zur Geschichte der Balley Ober- und Niedersachsen des Deutschen Ritterordens — 350 Jahre Deutschordenskommande Lucklum als Bibliographie — auf Grund alter Forschungen zusammengestellt Lucklum 1969/70.

Seit vielen Jahren bemüht sich Herr S. von Henninges die Vorarbeiten für eine Geschichte der Deutsch-Ordens-Balley Ober- und Niedersachsen voranzutreiben und sie in wissenschaftlicher Form zusammenzustellen. Er erfüllt damit nicht nur seinen eigenen Wunsch, sondern er kommt auch einem Verlangen Sr. Excellenz, des Herrn Althochmeister des Deutschen Ordens Prälat Dr. Marian Tumler, Wien, nach, der mehrfach geäußert hat, daß „die Geschichte der Deutsch-Ordens-Balley Sachsen noch sehr im Dunkeln liegt“. So ist es ein großes Verdienst des S. v. Henninges sich dieser Mühe zu unterziehen und nun schon einen ersten Band, gewissermaßen als dokumentarische Grundlage vorzulegen. Es ist eine Bibliographie über alle ihm bisher bekannt gewordene Literatur. Auf vielen Reisen und bei zahlreichen persönlichen Besuchen in Archiven und Museen hat er Schrift für Schrift erkundet und auf ihren speziell für die Geschichte der Balley Sachsen wichtigen Inhalt überprüft. Dabei ist ihm manche außerordentlich aufschlußreiche Arbeit in die Hände gefallen, die bislang übersehen wurde. Als ein Beispiel sei genannt: Das „Repertorium sämtlicher in Lucklum vorhandener Urkunden und Dokumente der Hohen Deutschen Ritterordens der Balley Sachsen“, gefertigt am 22. März 1770 vom Deutschordens-Hofrat A. Schröder (691 Seiten stark), mit einem Nachweis von 2745 Urkunden, Vorgängen, Plänen und Rissen.

Ferner — genauso wichtig — lag dabei eine beglaubigte Beschreibung des Zustandes der Deutschordenskommende Lucklum vom Jahre 1801 und ein weiteres „Repertorium“ vom Jahre 1848 (17.—18. November) vom Landesökonomierat Griepenkerl verfaßt, bei dem aber das des Hofrates Schröder (1770) anscheinend unbekannt war. Jedenfalls ist es nicht beachtet worden.

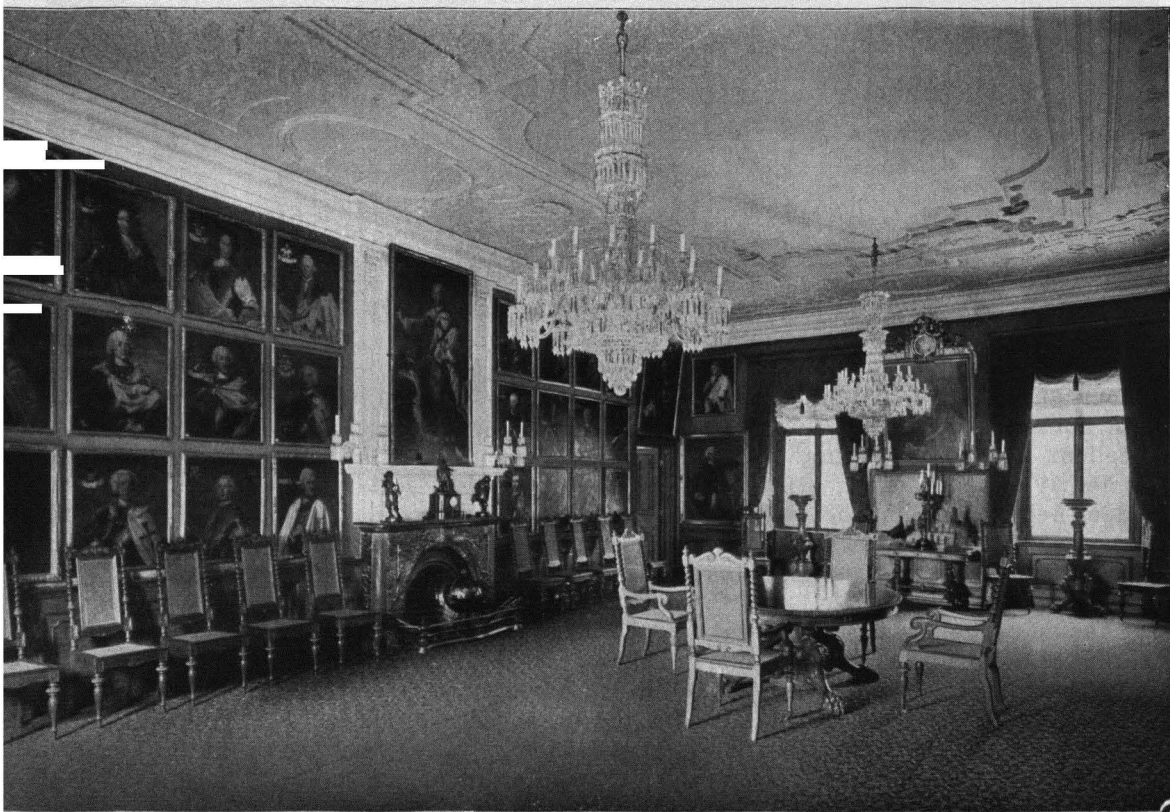
Es ist verständlich, daß das Auffinden dieser Schriften ganz wesentlich zu einer intensiveren Arbeit des S. v. Henninges beigetragen hat. Zu unserem Bedauern kann in diesem Rahmen aus der vorliegenden Bibliographie nicht noch mehr aufgezeigt werden.

Mit der Herausgabe dieses ersten Bandes im Zeichen „750 Jahre Deutschordenskommende Lucklum“ ist ein bedeutungsvoller Schritt getan. Jeder, der sich mit der Geschichte des Ordens, insonderheit aber mit Lucklum beschäftigt, wird dieses Buch gern zur Hand nehmen.

Herr v. Henninges ist sich bewußt, daß diese Arbeit ein Anfang ist. Er bittet um tatkräftige Unterstützung und um weitere Hinweise unter Angabe von Quellen. So umfangreich diese Bibliographie schon ist, so leicht ist es dennoch möglich, daß noch hier oder da etwas zur Ergänzung beigetragen werden kann.

Dieses Buch ist zu haben in der Buchhandlung Neumeyer, Frau M. Zieger, Braunschweig, Bohlweg 26 oder bei Herrn v. Henninges in der Deutschordenskommende Lucklum. Die Auflagenhöhe ist begrenzt.

Schultz



Der Rittersaal.

Alltags- und Festtagskost des ostfälischen Landvolkes im 16.-18. Jahrhundert

von Werner Flechsig

In einem Aufsatz über „Tafelfreuden in Braunschweig während des 17. und 18. Jahrhunderts“ habe ich 1968 auf S. 17 ff. des 54. Jahrganges der „Braunschweigischen Heimat“ neben eingeführten fremden Lebensmitteln auch einheimische Erzeugnisse der Landwirtschaft erwähnt, die damals als beliebte „Spezialitäten“ auf die Tafel der Braunschweiger Bürger kamen. Es konnte in jenem Zusammenhange wegen der begrenzten Themenstellung nicht erörtert werden, wie sich die ostfälische Landbevölkerung in alter Zeit zu ernähren pflegte. Das soll jetzt nachgeholt werden anhand von Quellen, die meines Wissens bisher für diesen Zweck noch nicht ausgeschöpft worden sind.

Es versteht sich von selbst, daß die ländliche Kost früher in der Hauptsache aus solchen pflanzlichen und tierischen Nahrungsmitteln bestand, die man auf dem Dorfe selbst erzeugen konnte. Da waren zunächst die seit uralter Zeit verfügbaren Grundnahrungsmittel Fleisch, Milch, Butter, Käse, Eier, Mehl und Brot. Dazu kamen im 18. Jahrhundert die Kartoffeln, die hierzulande auf Veranlassung der herzoglichen Regierung seit dem 2. Drittel des Jahrhunderts angebaut wurden und sich trotz anfänglicher Widerstände der Bevölkerung bald als wichtigstes Volksnahrungsmittel durchsetzten. In der Topographie des Herzogtums Braunschweig von Hassel und Bege ist 1802 darüber zu lesen: *„Der Kopfkohl-, Rüben- und Kartoffelnbau ist sehr ansehnlich; besonders hat sich der letztere in neuern Zeiten unendlich vermehrt und vergütet allein alle Übel reichlich, die aus Amerika zu uns gekommen sind. Die Kartoffel macht das vorzüglichste Nahrungsmittel, besonders für die Armen aus; und es gibt Familien, die Jahr aus Jahr ein von dieser Frucht leben. Jeder Häusling, jeder Brinksitzer hat sein Kartoffelfeld und erzeugt soviel, als sein Haus bedarf. Er pachtet 10, 20, auch mehrere Ruthen dazu von den Landbesitzern und bezahlt die Ruthe mit 2 bis 4 Ggr, ja wohl noch höher.“* Von den beiden anderen wichtigsten Gemüsearten des Braunschweiger Landes in jener Zeit heißt es dann weiter: *„Mit Kopfkohl versieht der Bauer nicht allein seine Haushaltung, sondern auch die Städte; und diese überlassen ihn als Sauerkraut den Seestädten. Rüben, besonders Karotten, Teller- und Bortfelder Rüben gehen ebenfalls häufig in die Nachbarländer und den Harz hin. Die übrigen Arten von Gemüse zieht der Landmann nur für den Hausbedarf ¹⁾.“*

Diese übrigen Gemüsearten waren allerdings nicht in allen Landesteilen gleichmäßig verbreitet, da ihr Anbau wie der der Getreidearten von den örtlichen Boden- und Klimaverhältnissen abhängig war, solange man noch nicht durch Melioration der Böden, künstliche Düngung und Saatzuchterfolge die natürlichen Wachstumsbedingungen verbessern konnte. Über solche landschaftlichen Unterschiede im Getreide- und Gemüseanbau, die sich auf die Zusammensetzung der Kost in den ländlichen Haushaltungen auswirkten, wurde von Hassel und Bege ebenfalls berichtet. Auf den leichten Böden der nördlichen Landesteile in den Ämtern Neubrück, Campen, Neuhaus, Bahrdorf und Vorsfelde gedieh keine Gerste, wohl aber dafür Buchweizen, so daß hier die Buchweizengrütze als eine der Hauptmahlzeiten an die Stelle der Gerstengrütze treten mußte. Fast ausschließlich im gleichen Gebiet wurde auch Hirse angebaut, die den Rohstoff für

die dort beliebte „Hesegrütte“ lieferte³⁾. Unter den Hülsenfrüchten gediehen damals Linsen dagegen hauptsächlich im Amt Eich und im Residenzamt, also in den Kernteilen der heutigen Landkreise Braunschweig und Wolfenbüttel³⁾, während Erbsen und Bohnen anscheinend überall gezogen werden konnten. Dasselbe gilt vom Weißkohl, doch wurden als Hauptanbauggebiete die Ämter Campen, Winnigstedt und Seesen sowie das Gericht Wenzen angegeben⁴⁾. Das Amt Eich war die Heimat der nach dem Dorfe Bortfeld benannten Rübenart, die schon im 16. Jahrhundert so berühmt war, daß sie weithin verhandelt wurden. So wurden 1515 vom Kloster Ilsenburg am Ostharg 9 Maß „*Bortfeldeske rove*“ eingekauft⁵⁾ und 1572 im Wirtschaftsbuch des Klosters Marienberg bei Helmstedt ebenfalls „*bortfelsce roie*“ aufgeführt⁶⁾. Auch die fürstlich braunschweigischen Taxordnungen von 1622 und 1645 haben „*Bortfeldische Rüben*“ als besondere Posten in ihre Warenverzeichnisse aufgenommen, ein weiterer Beweis für ihre fortdauernde Beliebtheit. In der gegen 1520 verfaßten Spruchdichtung „*De Köker*“ des Braunschweiger Stadtschreibers Hermann Bote heißt es „*Koel, moes, bonen unde dicke bry is dem buren sôte honnikoke*“, d. h. „Kohl, Mus, Bohnen und dicker Brei sind dem Bauern (so viel wie) süßer Honigkuchen“.

Einzelheiten über den Gemüseanbau in und bei braunschweigischen Dörfern erfahren wir aus den Berichten der Dorfgeistlichen auf Fragebögen, die der Wolfenbütteler Konsistorialrat Hassel in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts ausgesandt hatte, um landeskundlichen Stoff zusammenzutragen. Sie befinden sich jetzt unter der Sammelnummer 1225 der ehemaligen Landschaftlichen Bibliothek im Niedersächsischen Staatsarchiv zu Wolfenbüttel. Es heißt in dieser Quelle z. B. von Börßum: „*Die Hauptküchengewächse ... sind Möhren und Kohl. Sauerkohl ist das ganze Jahr hindurch das wichtigste Essen*“.⁷⁾ In Lehre waren es Rüben, Kohl und Hirse⁸⁾, in Volkmarsdorf vor allem Kohl und Linsen neben Kartoffeln, die seit 1750 angebaut wurden, Buchweizen und Erbsen⁹⁾, in Lichtenberg Rüben, Möhren, Kartoffeln, große Bohnen, Vietsbohnen, weißer und brauner Kohl¹⁰⁾, in Scheppau Kartoffeln, weißer und brauner Kohl, Sauerkraut, Mohrrüben („*nicht so häufig*“), Erbsen und gebackenes Obst¹¹⁾. Noch vielseitiger war der Gemüseanbau und damit der Speisezettel in Hedeper, wo man Mohrrüben, weiße Rüben, Kohlrabi, Kartoffeln, braunen, weißen und Blumenkohl, Vietsbohnen, Erbsen, Sellerie, Gurken, Pastinaken, Petersilienwurzeln und grünen Salat zog¹²⁾. Das reichhaltigste Angebot für die Küche erbrachte das Rittergut Groß Vahlberg mit Kartoffeln, braunem Kohl, Mohrrüben, roten Rüben, Spinat, großen Bohnen, Stangen- und Buschbohnen, Zuckerwurzeln, Pastinaken, Spargel, Zwiebeln und Meerrettich¹³⁾.

Es gab im späten 18. Jahrhundert übrigens nicht nur landschaftliche Unterschiede in der Erzeugung pflanzlicher Lebensmittel, sondern auch in der Haltung von Schlachtvieh. Rinder, Schafe und Schweine hielt man nach Hassel und Bege zwar überall, desgleichen Hühner, Gänse und Tauben, Puter dagegen oder „*Kalekutsche Hühner*“, wie sie damals genannt wurden, hauptsächlich in den Ämtern Bahrdorf, Neuhaus und Vorsfelde, also im Nordteil des heutigen Kreises Helmstedt¹⁴⁾. Wahrscheinlich kommt daher der noch im späten 19. Jahrhundert gebräuchliche Spitzname „*Puterköpfe*“ für die Einwohner von Mackendorf.

Über die Beköstigung der dienstpflichtigen Bauern durch das fürstliche Residenzamt Wolfenbüttel im 17. Jahrhundert erfahren wir etwas aus des Oberamtmanns Matthäi „*Allerhand Nachrichten des Fürstl. Residentz-Amts Wolfenbüttel*“.

Anno 1677¹⁵⁾. Danach erhielten die Leute damals zu Mittag „eine Knobbe Brodt, einen Käse, eine Schminke Speck und ein Stübchen Bier“, der aufsichtführende Gogrefe oder Voigt aber „ein klar Brodt, einen Schinken und nothdürftig Bier“. Reichlicher wurden die Handdienste bei der Feldarbeit 1671 vom Rittergut Emden im magdeburgischen Teil Ostfalens versorgt, und zwar mit einer Knobbe Brot, einer „Schminke“ (= kleine Portion) Butter und einer Schminke Speck und täglich 2 warmen Mahlzeiten, „Vorkost“ genannt¹⁶⁾. Sie bestand aus Sauerkohl, Erbsen oder Rüben. Bei der Mastbesichtigung der Schweine erhielt dort der Sachverständige mittags als Vorkost Erbsen oder Kohl, einen Schinken oder Schulterstück sowie eine Mahlzeit Fische oder Eierkuchen. Bei der Hausschlachtung auf dem gleichen Rittergut reichte man den Schlachtern am ersten Tag morgens „etwas Rotwurst pp.“, abends „etwas Salat oder Muß, Möhrbraten, Fische pp.“, am zweiten Tage morgens eine Suppe, „Bauernhasen“ (plattdeutsch *Büerhåse* oder *Häseken* = zartes Halsfleisch vom Schwein) und Butter, nachmittags eine Rot- und eine „Brotwurst“ (= Bratwurst), den Helfern beim Schlachten aber eine Wurstsuppe und je eine „Brotwurst“.

Es handelt sich hierbei um eine Art Festtagskost, die über den Rahmen der alltäglichen Ernährung des Landvolkes hinausging, da die Hausschlachtung in Ostfalen stets, soweit die Nachrichten zurückreichen, mit erhöhtem Aufwand festlich begangen wurde. Noch üppiger ging es selbstverständlich bei den hohen Familienfesten des Lebenslaufes wie Kindtaufe und Hochzeit zu. Eine genaue Aufzählung der Speisen, die im östlichen Ostfalen um die Mitte des 18. Jahrhunderts bei diesen Gelegenheiten gereicht wurden, bietet der Pastor Carstedt in seiner 1761/62 niedergeschriebenen Atzendorfer Chornik¹⁷⁾. Es heißt dort von den Kindtaufschmäusen: „Nachdem sie sich gesetzt, so werden folgende Gerichte in irdischen Schüßeln nacheinander aufgetragen: 1. Hirse mit Milch und Reiß gekocht. 2. Rindfleisch mit kleinen und großen Rosinen und Palsternackel. 3. Hühner mit Reiß gekocht. 4. Fische mit Petersilgrühe. 5. Sauer gemachtes Schweinefleisch. 6. Zwey Bradten, entweder ein Puther- oder Kalberbraten oder ein Gänse- und Hammelbraten, nachdem die Jahreszeit ist. 7. 3 auf einander gelegte lange Kuchen und endlich Butter und Käse. Man speiset auf hölzernen Tellern. Die Braten und Kuchen werden in Stücken geschnitten, und dann machen alle Geladene ihre Pündel, die sie mit nach Hause nehmen. Nicht der Braten, sondern nur die Pflaumen, so bey dem Braten aufgesetzt sind, werden gegeben das Bratenstück aber in den Pündel mitgenommen.“ Als Gänge bei Hochzeiten im Hause der Braut nennt Carstedt: „1. Hirse mit Reiß gekocht und mit Zimmt und Zucker bestreut. 2. Rindfleisch mit kleinen und großen Rosinen und Pasternackel. 3. Hühner mit Reiß. 4. Kalbskopf. 5. Fische mit Weinbrühe. 6. mit Rosinbrühe sauer zurechtgemachtes Schweinefleisch. 7. Kalber-, Hammel-, Puther- oder Haasenbraten, 2erley Gemüß mit Kohlsallat und Pflaumen. 8. Topfkuchen, dabey eine Schüssel mit spanisch Brod und noch eine mit Sprüzkuchen. 9. eine Nußtorte. 10. die ordinaeren 3 Kuchen und den Butter und Käse. Von den Braten und allen Arten der Kuchen so alles in gleich große Theile geschnitten wird, macht ein jeder Gast wieder sein Pündel, den er mit nach Hause nimmt.“

Nicht so ausführliche, aber dafür noch ältere Angaben über Festschmäuse der ostfälischen Landbevölkerung enthalten zahlreiche plattdeutsche Gelegenheitsdichtungen des 17. und 18. Jahrhunderts. Obwohl die meisten von ihnen für Hochzeiten zwischen bürgerlichen Ehepartnern bestimmt waren, verwenden sie doch gern die Form eines Zwiegesprächs zwischen Landleuten, wie es noch im 19. Jahr-

hundert bei Aufführungen bäuerlich verkleideter Hochzeitsgäste Brauch war, und geben daher gute Einblicke in dörfliche Verhältnisse jener Zeit. Einige von den sprachlich besonders urwüchsigen Textabschnitten, die sich mit dem Essen und Trinken befassen, lasse ich hier in vollem Wortlaut folgen und setze für die des Plattdeutschen weniger Kundigen eine hochdeutsche Übersetzung daneben. In einem Hochzeitsgedicht für Förster und Müller in Braunschweig vom Jahre 1680 freut sich ein Bauernpaar aus Grußendorf auf Braten, Reis und Fische beim Festmahl¹⁸⁾. Im Hochzeitsgedicht für Napp und Rosenmeyer in Woltorf ist 1709 die Rede von Ragout, Frikassee, Warmbier und Kaltschale, Salat, Weißkohl, Reis mit Zucker und Zimt, Gänsebraten und Fischen¹⁹⁾. Das Hochzeitsgedicht für Dannenberg und Schlüter in Wolfenbüttel von 1715 bringt den Stoßseufzer eines angeblich nicht zum Festschmaus geladenen Fressers: „Ey, weer eck midd' derby, Dat eck midd' freten könn, midd' supen quiet un fry! Füff hübschke Kannen Beyr, veir Punt van fetten Oben, Drey Heuner, dei nich groot, doch wakker taue wossen, Twey Punt van Kalber-Fleißk, twey Punt van doen Schwyn, Dat füllet miene Maag, dat lat en Leven syn.“ = „Ei, wär ich mit dabei, daß ich mit fressen könnt', mit saufen kostenlos und frei! 5 hübsche Kannen Bier, 4 Pfund vom fetten Ochsen, 3 Hühner, die nicht groß, doch wacker zugewachsen, 2 Pfund von Kalbfleisch, 2 Pfund vom toten Schwein, das füllt meinen Magen; das laß ein Leben sein²⁰⁾.“ Ähnlich ereifert sich über die bevorstehenden Genüsse der Sprecher eines Hochzeitsgedichts für Schlemilch und Schmidt in Wolfenbüttel 1716²¹⁾:

„Glück int Huß, jy lei wen Lüe,
Hier rückt et nah guer Krüe:
Braen, Grütte un dei Rieß
Is hier taugekookt gewiß.
Junge Häuner, pricke Duwen
Dei vernehme ick hier schnuwen.
Suren Kohl, da Fett opschwemmt,
Un wat süß den Hunger hemmt.
Fett fett Rind-Fleisch mit Rosienen
Ey dat schmecket user Trienen,
Fische, Kaucken allerley
Schnidt dei Frete-Degen twey.
Dat mag grote Bünjels gewen,
Dat tau Huß man hat tau lewen.“

Glück ins Haus, ihr lieben Leute
Hier riecht es nach guter Würze:
Braten, Grütze und der Reis
ist hier zugekocht gewiß.
Junge Hühner, fette Tauben
die höre ich hier schnauben.
Sauerkohl, auf dem Fett schwimmt,
und was sonst den Hunger hemmt.
Fettes Rindfleisch mit Rosinen
Ei, das schmeckt unserer Trine,
Fische, allerlei Kuchen
schnitt der Freßdegen entzwei.
Das mag große Bündel geben,
daß zuhause man zu leben hat.

Im Hochzeitsgedicht für Siemens in Goslar von 1727 verspricht ein fingiertes Bauernpaar aus Ohlhof ein Lamm, 10 Eier, 5 Pfund Grütze, einen Topf voll Schweineschmalz, 6 Käse und eine Wurst zum Festmahl beizusteuern²²⁾. Im Jahre 1728 bringt das Hochzeitsgedicht für Duwe aus Hakenstedt und Otte in Rabe ein Zwiegespräch zwischen einem Fuhrmann und einem Sandbauern über ihre Genüsse bei der Brauttafel, das mit den für die frühere Unmäßigkeit im Essen bezeichnenden Versen beginnt²³⁾:

„Ai Ai! wat haf ick mick en runjen Pansen freten! Wat haf ick hüte nich vor Kost int Lief eschlahn! ... Wat mahket dat? Dei Buer krigt sellen saune Kost, Op fetten Köstjen schmeckt et üsk je jümmer beiter As wenn't tau Huse giff en

Enne dröge Wost.“ D. h. Ei! Ei! was habe ich mir für einen runden Bauch angeessen! Was für Kost habe ich heute nicht in den Leib geschlagen! . . . Was macht das? Der Bauer kriegt selten solche Kost. Auf fetten Gastgelagen schmeckt es uns ja immer besser als wenn es zuhause ein Ende trockene Wurst gibt. Die beiden zählen dann auf, was es alles an guten Dingen gab: Grütze, Schweinefleisch mit gelber Tunke und Rosinen, Hammelbraten mit Rüben und sonstigen Zutaten, Süßmilchkäse und Semmelbutterstücke.

In den plattdeutschen Gelegenheitsdichtungen wird aber vom guten Essen und Trinken nicht nur im Zusammenhang mit der Hochzeitstafel geredet. So läßt der Magdeburger Gabriel Rollenhagen in seinem Schauspiel „*Amantes amentes*“ 1609 seinen Hans über die Annehmlichkeit des Küssens sagen: „*He ha dat schmecket so rechte soite, Alse klümpe vnd schwinesvoite*“, d. h. das schmeckt so süß wie Klöße und Schweinsfüße²⁴). Der Verfasser eines Hochzeitsgedichts für Hagemann und Glaure in Gebhardshagen läßt 1663 einen Bauern den Jungvermählten wünschen, „*dat ji hefft Air un Fett un Schwienefleißck mit geelen, Dei Menge Heese-grütt un flietig war tau mehlen*“, d. h. „daß ihr Eier und Fett und Schweinefleisch mit gelbem (gelbe Tunke oder gelbe Erbsen?), jede Menge Hirsegrütze und fleißig zu mehlen habt“.²⁵) In dem satirischen Gespräch zwischen Henneke von Lauenstein am Ith und seinem Vetter Chim aus dem Jahre 1665 läßt dieser den ausgehungerten Feldzugsteilnehmer zu einem Willkommensimbiß ein, der aus Eierkuchen mit Speck, einer gebratenen Mettwurst, 2 Kannen Bier und einem Stück faulen Käse bestehen soll²⁶). In einem Hochzeitsgedicht für Wille und Severin in Helmstedt von 1708 beklagt sich im Zwiegespräch zwischen 2 Bauern der eine darüber, daß seine schlampige Frau ihm angebrannte Grütze, Erbsen voll Ruß, zähes Fleisch, Schnurrsuppen als Trank und Sauerkohl als Morgenbrot vorsetze²⁷). Das Kochen der Grütze durch die Hausfrau wird auch in einem Hochzeitsgedicht von 1710 für Weige in Groß Elbe und Reusche in Langelsheim erwähnt²⁸). Ein Hochzeitsgedicht von 1733 für Degener und Barnstorf in Braunschweig rühmt die Braut wegen ihrer Fähigkeit, Eierkuchen und „*Klümpe*“ (Klöße) vorzüglich zuzubereiten²⁹).

Schließlich findet sich ohne Nennung bestimmter Gerichte noch ein bemerkenswerter allgemeiner Hinweis auf die starke Eblust der ostfälischen Landbevölkerung bei Festlichkeiten in der um 1650 entstandenen, aber erst 1846 gedruckten 3. plattdeutschen Osterpredigt des Pastors Johannes Spring in Scheppau, die zugleich den auch von Carsted geschilderten Brauch geißelt, möglichst viel Reste vom Gastmahl mit nach Hause zu bringen. Es heißt hier: „*Tou'm annern schölle gy ok nich mer freten, as gy upkrygen könnt. Fan den Kinnerdöpen schölle gy nich sou fel wegslepen laten, ok up der hogtyd nich brud un brödigam alles wegslepen*“, d. h. „Zum andern sollt ihr auch nicht mehr fressen, als ihr aufkriegen könnt. Von den Kindtaufen sollt ihr nicht so viel wegschleppen lassen, auch auf der Hochzeit nicht Braut und Bräutigam alles wegschleppen³⁰).“

Freilich sollten uns die alten Berichte über Völlerei in Ostfalen nicht darüber hinwegtäuschen, daß dies in der Regel nur für die großen Feste galt. Noch im 19. Jahrhundert war die Ernährung auf dem Dorfe hierzulande, zumal bei den „kleinen Leuten“, an gewöhnlichen Tagen recht bescheiden, wenn wir die Schilderung des Pastors Böhme über die Verhältnisse in Rábke am Elm verallgemeinern dürfen³¹). Danach gab es wenig Fleisch und wenig Kuchen oder Semmeln,

aber viel Graupen, Erbsen, Linsen, Möhren, Sauerkohl mit Klump und Dörrobst. Auch im östlichen Ostfalen war nach einem Bericht von Stolze im Heimatbuch des Kr. Calbe Sauerkohl mit Klump neben Erbsen mit Speck, Bohnen mit Speck und Braunkohl mit Klump das beliebteste Mittagessen ³²⁾. Im westostfälischen Kreis Alfeld durfte Sauerkohl neben Milchreis und Backpflaumen selbst bei Hochzeiten nicht fehlen ³³⁾.

Wie das ostfälische Landvolk selbst seine Hauptgerichte einschätzte, wird am deutlichsten durch eine Reihe von Sprichwörtern über die Grütze, Klump, Sauerkohl, Braunkohl, Rüben und Erbsen: „Grütze is taun Sattäten nütze“ = „Grütze ist zum Sattessen nützlich“, „Mit Grütze kann'n gruöt Lock in'n Läwe stoppen“ = „Mit Grütze kann man ein großes Loch im Leibe stopfen“, „Süern Köl un Klump füllt en Büern en Rump“ = „Sauerkohl und Kloß füllt dem Bauern den Rumpf“, „Brünen Köl un Klümpe, dat gift wat in 'e Rümpe“ = Braunkohl und Klöße, das gibt etwas in die Rümpfe“, „Stäkroiwe un Talch hört dän Büern in'n Balch“ = „Steckrüben und Talg gehören dem Bauern in den Balg“, „Zoppen hölt nich vor, äwer Arften, dai stäet bää 'n Ribben“ = „Suppe hält nicht vor, aber Erbsen, die stehen bei den Rippen“, „Stiwe Arften un Speck hilpet dän Büern üt 'n Dreck“ = „Steife Erbsen und Speck helfen dem Bauern aus dem Dreck“.

Diese und viele andere Aussprüche über Essen und Trinken enthält u. a. das Ostfälische Sprichwörterbuch, das ich noch in diesem Jahre im Verlag der Waisenhaus-Buchdruckerei zu veröffentlichen gedenke.

¹⁾ G. Hassel u. K. Bege: Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg. Braunschweig 1802; hier Bd. I, S. 137 f. — ²⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier S. 94. — ³⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier S. 96. — ⁴⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier S. 97. — ⁵⁾ Ilsenburger Urkundenbuch Bd. II, S. 43. — ⁶⁾ Braunschweigisches Magazin 1895, S. 35. — ⁷⁾ Nr. 1225 der ehem. Landschaftsbibliothek; hier Bd. 1 — ⁸⁾ a. a. O. wie ⁷⁾; hier Bd. 2. — ⁹⁾ a. a. O. wie ⁷⁾; hier Heft 63. — ¹⁰⁾ a. a. O. wie ⁷⁾; hier Bd. 4. — ¹¹⁾ a. a. O. wie ⁷⁾; hier Bd. 8. — ¹²⁾ a. a. O. wie ⁷⁾; hier Bd. 1. — ¹³⁾ a. a. O. wie ⁷⁾; hier Bd. 6. — ¹⁴⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier S. 105. — ¹⁵⁾ „Allerhand Nachrichten des Fürstl. Residentz Amts Wolfenbüttel Anno 1677, Handschrift im Braunschw. Landesmuseum f. Geschichte u. Volkstum. — ¹⁶⁾ in: Heimatblätter für das Land um obere Aller und Ohre Jahrg. 1927, Nr. 7 ff. u. 1929, Nr. 2/3. — ¹⁷⁾ Samuel Benedikt Carsted, Atzendorfer Chronik. Hrsg. von der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt. Magdeburg 1928; hier S. 116 f. u. S. 124. — ¹⁸⁾ Quellennachweis bei Borchling u. Claußen, Niederdeutsche Bibliographie Bd. II, Nr. 3756. — ¹⁹⁾ a. a. O. wie ¹⁸⁾; hier Nr. 3843. — ²⁰⁾ a. a. O. wie ¹⁸⁾; hier Nr. 4188. — ²¹⁾ a. a. O. wie ¹⁸⁾; hier Nr. 3955 A. — ²²⁾ a. a. O. wie ¹⁸⁾; hier Bd. III, Nr. 4127 A. — ²³⁾ a. a. O. wie ¹⁸⁾; hier Nr. 4138. — ²⁴⁾ a. a. O. wie ¹⁸⁾; hier Nr. 2958 u. 3007. — ²⁵⁾ a. a. O. wie ¹⁸⁾; hier Bd. III, Nr. 3523 A. — ²⁶⁾ a. a. O. wie ¹⁸⁾; hier Nr. 3835. — ²⁷⁾ a. a. O. wie ¹⁸⁾; hier Nr. 3837. — ²⁸⁾ a. a. O. wie ¹⁸⁾; hier Nr. 3861. — ²⁹⁾ a. a. O. wie ¹⁸⁾; hier Bd. III, Nr. 4168 C. — ³⁰⁾ „Drei plattdeutsche Osterpredigten“, gehalten von Johannes von Scheppau, einem Zeitgenossen Sackmanns. Verlag der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock, Braunschweig 1846. — ³¹⁾ Braunschweigische Heimat, 44. Jg., S. 81 ff. — ³²⁾ „Der Kreis Calbe, ein Heimatbuch“, hier S. 365. — ³³⁾ P. Graff, Geschichte des Kreises Alfeld. 1928; hier S. ??.

Mineralfunde zwischen Braunschweig und Wolfsburg

von Friedrich Wilhelm Wiedenbein

I. Zechstein bis Lias

1. Einführung

Trotz interessanter Vorkommen wurden die Mineralien des Gebietes zwischen Braunschweig und Wolfsburg in der Literatur nur nebensächlich, meist jedoch gar nicht behandelt. So suchte der Verfasser in den letzten Jahren die noch begehbaren Aufschlüsse des öfteren auf und begann sie diesbezüglich näher zu untersuchen. Darauf aufbauend möchte folgender Text eine erste Übersicht über das systematisch zusammengetragene Material geben.

Die Tektonik des Gebietes wird vornehmlich von rheinisch streichenden Salzstöcken bestimmt, die entlang von zwei großen Störungszonen aufgestiegen sind. Von der Wabe-Achse, die von Ahlum bis Wenden reicht, zweigt NE des Rautheimer Salzstockes die Lehre-Ehmerer Störungszone ab, die parallel der B 248 bis über Fallersleben hinaus verfolgt werden kann. An den Flanken dieser Sattelzonen liegen mesozoische, meist marine Sedimente, die heute, bedingt durch den Diapirismus des liegenden Zechsteinsalzes, in kleinen, z. T. ineinanderübergreifenden, muldenförmigen Strukturen vorliegen, wobei die Schichten zu den Salzstöcken hin aufgerichtet sind. Dieses Grundgebirge wird abschließend von pleistozänen Glazialsedimenten überlagert, so daß anstehendes Gestein nur selten zutage tritt und sich der Verfasser bei seinen Untersuchungen fast ausnahmslos auf künstliche Aufschlüsse beschränken mußte.

2. Die Aufschlüsse und ihr Mineralbestand

a) Der Salzstock von Ehmén

In Ehmén baute das Kaliwerk Einigkeit I bis 1926 Trümmercarnallit und Hart-
salz des Flözes Staßfurt sowie ein Sylvinitflöz der jüngeren Salzfolge ab. Hier kamen mit Sicherheit die Mineralien Halit, Sylvinit, Carnallit, Kieserit, Anhydrit und Gips vor; über weitere Salze konnte nichts mehr in Erfahrung gebracht werden.

Südwestlich von Ehmén, zwischen der Straße nach Kl. Brunsrode und der Bahnlinie Braunschweig — Fallersleben, sieht man noch heute den alten Grubenbau des Schachtes II. Hier befinden sich Haldenreste, die, bedingt durch die Korrosion des Regenwassers, ähnlich wie die Halde bei Beienrode am Dorm (vgl. WIEDENBEIN, 1971), viele Kleinkarststrukturen zeigen. Im Sommer finden sich vereinzelt am Rande der häufigen Einsturztrichter lockere, blumenkohlartige Aggregate aus weißem Halit. An geschützten Stellen liegen auf der, aus grauem Salzton bestehenden Halde, noch einige wenige Kristallsalzbrocken; häufig hingegen und fast überall liegen derbe Stücke aus weißem, orangem, hellrotem und z. T. sogar ziegelrotem Gips, die, wenn sie längere Zeit an der Oberfläche lagen, starke Korrosionserscheinungen zeigen. Der rote Gips hat oft eine parallel-faserige Struktur, so daß aus ihm bei leichter Anwitterung schöner Fasergips entsteht. Als allgemeine Rarität, doch hier recht häufig zu finden, enthalten viele Gipsbrocken doppelendige, prismatische, dipyramidale Quarzkristalle, die wie

Reiskörner darin stecken. Die durch Einschlüsse oft stark getrübten Kristalle sind ausgezeichnet ausgebildet und erreichen Längen von knapp einem Zentimeter bei einem gleichbleibendem Durchmesser von ungefähr drei Millimetern. Bei einem Stück sitzen auf rotem Fasergips noch winzige, farblose Halit-Würfelchen.

Ähnliche Salze wie in Ehmten wurden auch im ENE gelegenen Schacht Rothehof südlich Wolfsburgs abgebaut. Hier sind jedoch fast keine Spuren des ehemaligen Bergbaus mehr vorhanden.

b) Der Lias im Süden Wolfsburg

Während der Bebauung des südlichen Stadtzentrums von Wolfsburg sowie der Vororte Laagberg, Detmerode, Klieversberg und Reislingen wurden vielerorts Lias- und Doggerschichten aufgeschlossen. Angaben über die damals vorgekommenen Mineralien fehlen jedoch fast gänzlich. In einzelnen Toneisensteingeoden, besonders der Amaltheenschichten (Lias delta), kamen Baryt, Zinkblende, Pyrit und Calcit vor. Aus den Tonen des Laagbergviertels sind mir Funde von ausgezeichneten, normalausgebildeten Gipskristallen bis ca. 10 cm Länge und großen, radialstrahligen Gipsknollen, ähnlich den, in der Literatur beschriebenen, Gipsrosen von Kl. Steimke/Kreis Gifhorn, bekannt. Brauneisen fand sich als Verwitterungsprodukt in vielen eisenhaltigen Sedimenten.

c) Der Lias delta von Ehmten und Fallersleben

Zwischen Ehmten und Mörse, unmittelbar nördlich der Kolonie Ehmten, wurden in mehreren, heute z. T. abgesoffenen Gruben Amaltheentone abgebaut. Noch heute können zahlreiche, ellipsoide, meist anoxidierte Toneisensteingeoden aufgesammelt werden, die auf ihren Schwundrissen Pyrit, Zinkblende, Baryt und Calcit enthalten. Als erstes ist der Pyrit in Form von bis zu 2 mm großen Oktaedern und Kuboktaedern auskristallisiert. Die hervorragend ausgebildeten Kristalle sind oft bunt angelaufen. Häufig finden sich schwärzlich-braune, mehrere Quadratzentimeter große, flächige Kluftausfüllungen von Zinkblende. Die noch verbleibenden Schwundrisse sind mit weiß- bis rosafarbenem Baryt und gelblich-weißem Calcit ausgefüllt. Wohl einmalig blieb der Fund einer Druse mit ca. 0,5 cm langen Kristallstöcken aus spitzen Calcitskalenoedern. Alle Mineralien kommen auch als Fossilisationsmaterial vor. Im Ton selbst sind freischwebend gewachsene Gipskristalle mit den Flächen (010), (110) und (111) und langprismatische Zwillinge nach (100) eingelagert. Letztere bilden oft sehr schöne, lockere Rosetten bis ca. 8 cm Durchmesser, die, soweit dem Verfasser bekannt, nur in einem gelblich-braunem Lehm vorkamen. Zuweilen werden auch einzelne Toneisensteingeoden ganz von einer dicken Gipskruste umhüllt.

Diese Mineralien lassen sich fast vollständig mit denen eines Straßenbauaufschlusses östlich von Fallersleben parallelisieren. Hier wurden 1971, unmittelbar westlich des Kleingartenvereins am Laagberg, dunkle, fossilreiche Amaltheentone angetroffen. Darin fanden sich freischwebend gewachsene, linsenförmige Gipskristalle, die aber nie einzeln auftraten, sondern immer zu mehreren bis zu 2 cm große, lockere, radialstrahlige Aggregate bildeten. Auf den Schwundrissen der häufigen Toneisensteingeoden, die denen von Ehmten ähnlich waren,

doch ob der schaligen Struktur verwitterter erschienen, ließen sich Mineralien in folgender Sukzession beobachten:

Pyrit → Zinkblende → Baryt → Calcit I und II → Limonit → Goethit → Gips

Als erstes kristallisierte der Pyrit in Form von bis zu 1 mm großen, oft bunt angelaufenen Oktaedern und Kuboktedern aus. Es folgte schwarz-braune Zinkblende, die kleine Teile der Schrumpfungsrisse ganz ausfüllt. Die meisten Klüfte sind hingegen mit grau bis weißem, stark glänzendem Schwerspat ausgefüllt, der oft aus einzelnen Leisten bestehende, ebene, fächerartige Aggregate bildet. In anderen Geoden findet er sich in angewitterten, bis zu 1 cm großen, radialstrahligen Rosetten von rosa Farbe. Selten kommt als Kluftausfüllung weißer Calcit in bis zu drei mm großen Skalenoedern mit abgerundeten Kanten vor. Diese Kristalle werden zuweilen von einem dichten Rasen winziger, prismatischer Calcitkristalle überzogen. Schließlich folgen als Verwitterungsneubildungen rostähnlicher Limonit und dünne Krusten von mattem, schwarzem Goethit. Dieser überzieht oft in angewitterten Geoden die Pyritkristalle. Als letzte und jüngste Bildung beschließen bis zu 2 mm lange, normalausgebildete Gipskristalle diese Abfolge.

d) Der Lias delta von Lehre und Hordorf

Über dem Lehrer Salzstock waren früher in zwei Gruben gleich westlich der Gaststätte „Schweizer Haus“, Amaltheentone aufgeschlossen. WOLDSTEDT (1928) erwähnt von hier Toneisensteingeoden mit Analcim.

Herrn WINCIERZ aus Braunschweig verdanke ich den Hinweis, daß auch beim Bau einer Ferngasleitung um 1960 westlich des Hordorfer Sportplatzes Amaltheentone angetroffen wurden, die ebenfalls Toneisensteingeoden mit Analcim enthalten haben sollen.

e) Der Lias gamma und delta von Wenden und Hondelage


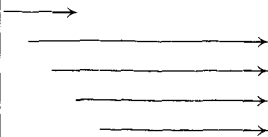
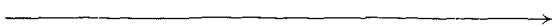
Beim Bau des Mittellandkanals in der Zeit von 1927 bis 1933 wurden von KUMM (1937) nordöstlich von Wenden hellgraue Amaltheentone angetroffen, die von blutrotverwitterten Toneisensteingeoden und Gipskristallen durchsetzt waren.

Von der Straße Waggum — Hondelage zweigt in nördliche Richtung zwischen dem Waldrand und der Straße nach Bevenrode ein Feldweg ab. An seiner Ostseite wird er von einem Graben gesäumt, an dessen Böschungen Mergelsteine des Lias gamma anstehen. Sie enthalten calcitisierte Fossilien und zuweilen Manganmineralien wie Wad und Schwarzen Glaskopf, wobei ersterer in mulmigen Massen und letzterer in dünnen, schwarzen, glänzenden Krusten vorkommt. Zwischen den Mergelsteinlagen finden sich stark brauneisenhaltige Toneisensteinkonkretionen von schaliger Struktur.

Im Herbst 1972 waren im Neubaugebiet am westlichen Ortsrand von Hondelage, knapp südlich der Straße Hondelage — Waggum, als Fortsetzung der Lias gamma — Schichten der zuvor erwähnten Grabenböschung, in Braugruben aller Art Amaltheentone des Lias delta aufgeschlossen. Der Verfasser konnte hier ein rund 150 m langes Profil aufnehmen und dabei vier Geodenlagen feststellen, wobei die Geoden gen Westen, wo die Lagen schließlich auskeilen, immer kleiner wurden.

Die erste Geodenlage besteht aus flachen, ellipsoiden, diskus-, z. T. fladenförmigen Toneisensteinknollen, die aus einem harten, grauen Kern und einer hellbraunen Schale bestehen. Die spärlichen Schwundrisse sind ganz mit gelblich-weißem Calcit ausgeheilt. Die Dicke der Geoden liegt bei ca. 5 cm, der Durchmesser ist variabel.

Die Geoden der zweiten, dritten und vierten Lage unterscheiden sich untereinander in der Form nicht mehr. Es handelt sich um ellipsoide, diskus- bis brotlaib- und bohnenförmige Gebilde mit einem Durchmesser bis 30 cm bei einer Dicke von maximal 15 cm. Die unverwitterten Exemplare der zweiten und dritten Lage besitzen einen großen, harten und grauen Kern mit einem hellbraunen Rand, die verwitterten hingen einen kleinen grauen Kern mit konzentrischen gelben, roten und braunen Schalen darum. Manche dieser oxidierten Geoden sind noch von einer dichten, bis 1,5 cm dicken, senkrecht zur Oberfläche kristallisierten Gipskruste umgeben. Die zahlreichen Schwundrisse sind mit verschiedenartigen Mineralien ausgefüllt und verkleidet, unter denen sich folgende Suszession beobachten läßt (in dem Schema: t = zeitliche Abfolge):

Mineral	Primärphase	Sekundärphase	
Zinkblende Baryt + Calcit Goethit Limonit Gips weißes Mineralgemenge Kaolin			Gegenwart
			t

Während der Primärphase wurden die Schwundrisse mit Zinkblende, Baryt und Calcit fast vollständig ausgefüllt. Die schwarzbraune Zinkblende ist z. T. in abgestumpften, tafeligen Tetraedern auskristallisiert, doch wurden diese später von Baryt und Calcit wieder vollkommen umhüllt. Der weiße bis hellgrünlich-gelbe Calcit scheint nur derb, aber dafür in großen Mengen vorzukommen. Der Baryt ist fast ebenso häufig und besitzt eine weiße, z. T. gelb bis rötliche Färbung oder ist ganz farblos. Meistens kommt er in leistenartigen Aggregaten vor, die um ein Zentrum fächerartig angeordnet sind, wobei die Leisten zuweilen auch ganz dünn und nadelig ausgebildet sein können. Es handelt sich bei letzteren wohl um schnellgewachsene Skelettkristalle, die bei der Zufuhr von aggressiven Wässern, im Gegensatz zu den danach stark angeätzt erscheinenden dicken Barytleisten, sofort wieder weggelöst werden. Idiomorphe Barytkristalle sind ausnahmslos die frei in den Raum gewachsenen Spitzen einzelner Leisten. Die Mineralien der Primärphase finden sich vornehmlich in unverwitterten Geoden, währenddessen die der Sekundärphase in den verwitterten vorkommen. Diese Mineralien der Sekundärphase sind nämlich in erster Linie Neubildungen, die sich bei der Verwitterung auf Kosten des Geodenmaterials und den Mineralien der Primärphase gebildet haben. Da gibt es zuerst in vielen Geoden dünne Schichten von schwarzem, glänzendem Goethit, der z. T. von lockerem, rostartigem Limonit wieder überkrustet wird. Die häufigste Neubildung ist farbloser

Gips, der in ideal ausgebildeten Kristallen bis 5 mm Größe vorkommt. Die einzelnen Individuen sind oft miteinander verwachsen und können auf den Schwundrissen zusammenhängende Krusten bilden. Es folgen sinterartige Massen eines weißen Materials, bei dem es sich wahrscheinlich um ein Gemenge aus Baryt, Witherit und Gips handelt. Als jüngste Bildung kommt recht häufig schneeweißer bis elfenbeinfarbener, pulvrig-schmieriger Kaolonit vor.

Die Geoden der vierten Lage werden ausnahmslos von einer 1 bis 2 cm dicken Gipskruste umhüllt. Innerhalb dieser Gipsschale befindet sich zu Lehm verwitterter Toneisenstein, in den von der Schaleninnenseite bis 2 cm lange und 1 cm breite Gipskristalle hineinwachsen. Wäscht man den Lehm heraus, so bleibt der Gips wie ein Gerüst stehen, und man erhält herrliche, sehr dekorative Gipsdrusen. Die Kristalle zeigen alle nur denkbaren Formen und Kombinationen. Sie sind meist trüb und besitzen eine weiße bis schmutzig-honiggelbe Färbung. Sehr selten scheinen rosettenartige Gipsaggregate zu sein, von denen ich zwei Exemplare (ϕ ca. 1,5 cm) jeweils im Lehmkern solcher Gipsgeoden fand. Zuweilen kommen auch Hohlräume vor, die mit Mineralien der Sekundärphase ausgekleidet sein können. Bemerkenswert ist eine Druse, in der sich wiederum Hohlräume befinden, die mit lamellenartig angeordneten Gipslinsen und einzelnen normal ausgebildeten Gipskristallen von 2 cm Größe und rötlicher Farbe ausgefüllt, bzw. ausgekleidet sind. Sehr selten finden sich auch aus Gips bestehende Fossilien wie Ammoniten und Belemniten, deren Atemkammern wiederum mit Gipskristallen ausgekleidet sind.

Der Ton selbst ist im Bereich der Geodenlagen mit kleinen, normal ausgebildeten Gipskristallen stark durchsetzt. Häufig sind prismatische Zwillinge nach (100), die bis 5 cm lang werden und oft fächerartig miteinander verwachsen sind.

Ein ähnlicher Aufschluß bestand bei Bauarbeiten am Fasanenweg zwischen Querum und Hondelage. Im Frühjahr 1972 wurden hier dunkle Amaltheentone angetroffen, die einzelne Toneisensteingeoden enthielten. Auf deren Schwundrisse kamen derbe, schwärzlich-braune Zinkblende und kleine, dunkle Pyritkugeln mit winzigen, gelben Calcitkriställchen darauf und daneben vor.

f) Der Lias epsilon

Der bei uns als Öl- oder Posidonienschiefer bekannte bituminöse Blättermergel und Mergelschiefer des Lias epsilon ist noch heute in mehreren Aufschlüssen anzutreffen. So in der ehemaligen Mergelgrube im Kampstüh an der Straße Lehre — Boimstorf östlich der Abzweigung nach Flechtorf (Forstort „Luke“), in der alten Mergelgrube SSW von Beienrode, in der fast verfüllten Mergelgrube am Waldzipfel nördlich Hondelage und bei verschiedenartigen Erdarbeiten im Gebiet Fallersleben — Laagberg — Detmerode — Mörse. Der dunkle Schiefer fast aller Zonen enthält feinverteilten Pyrit, so daß einzelne Fossilien etwas verkiest sind. Oft verwittert der Pyrit unter Bildung von Limonit; seltener entsteht dabei auch Gips (in winzigen Kriställchen mit Brauneisen aus dem Kampstüh) oder Eisensulfat, das in Form gelber Krusten bei Fallersleben gefunden wurde. Die Geoden der Siemensi-Zone, so bei Beienrode, enthalten durchscheinende, gelbliche, calcitisierte Ammoniten. Weiße Calcit-Adern durchziehen auch die Pseudomonotis-Bank im Kampstüh.

(Der zweite Teil dieser Beschreibung [Dogger bis Holozän] folgt im nächsten Heft.)

AUS DER *HEIMATPFLEGE*

Helene Evers wurde 80 Jahre alt

Wenn die plattdeutsche Welt im Jahre 1969 den 100. Geburtstag Wilhelm Börkers feierte, so war zur Weihnachtszeit 1972 wiederum von Braunschweig bis Flensburg der Name einer Braunschweiger Persönlichkeit in aller Munde: der von Helene Evers, die am 24. Dezember 1972 das 80. Lebensjahr vollendete.

Helene Evers, 1892 in Schellerten bei Hildesheim geboren, war 1925 unter den Mitgründern der von Wilhelm Börker geschaffenen „Niederdeutschen Bühne“ und hat diesem nicht zuletzt durch sie zu hohem Ansehen gekommenen plattdeutschen Kulturunternehmen mit ebensoviel Künstlertum wie Energie und Geschick bis zum Ende des Jahres 1967 in stets gleichbleibender Aktivität gedient.

Schon 1946 — noch in der Notzeit des Nachkriegs — sammelte sie die verwaisten „Plattdeutschen“ wieder um sich und wurde damit zur Neugründerin der „Niederdeutschen Bühne Braunschweig“. Hatte sie sich schon unter Börker als Darstellerin Ruhm erworben, so machte sie jetzt zwei Jahrzehnte lang auch als Regisseurin von sich reden und vermittelte dem Publikum in Braunschweig und andernorts einen farbigen Querschnitt durch die klassische und neue plattdeutsche Dramatik.

Als sie 75jährig die Bühnenleitung ihrem Nachfolger übertrug, konnte sie es tun im Vertrauen auf die nun nicht leicht mehr zu erschütternde Kraft ihres Werkes. Und mit Rat und Tat und ungebrochener Frische steht sie noch heute den Mitarbeitern von einst zur Seite.

Helene Evers' Wirken ist durch innerhalb der plattdeutschen Kulturarbeit ungewöhnliche staatliche Auszeichnungen in weithin sichtbarer Weise anerkannt worden: dem am 24. Dezember 1954 verliehenen Bundesverdienstkreuz folgte am 15. Mai 1968 das Verdienstkreuz 1. Klasse des Niedersächs. Verdienstordens.

Helene Evers selbst aber empfindet alle Ehrungen vor allem als solche, die ihrer Bühne und der plattdeutschen Sache dargebracht wurden. In ungeminderter Liebe zu beiden beginnt sie das neunte Lebensjahrzehnt.

Siegfried Wolter

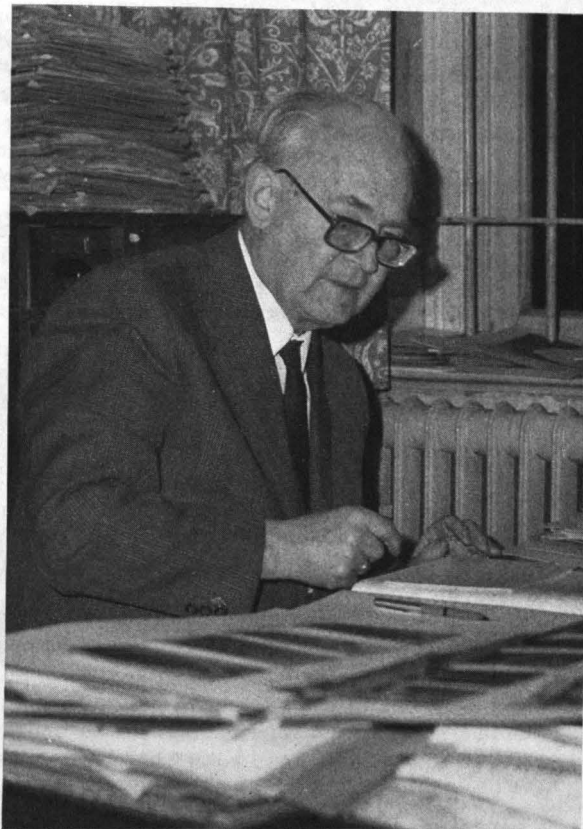
Dr. Werner Flehsig 65 Jahre

Am 24. Januar 1973 konnte Dr. Werner Flehsig sein 65. Lebensjahr vollenden. Wer ihn kennt, weiß, daß ihm dieser Übergang in einen neuen Lebensabschnitt nicht schwer wird. Geistig und körperlich gesund muß er sich zwar äußerlich von seiner Dienststelle trennen, doch innerlich wird er sich nun ganz seiner Forschung widmen.

Bereits seine Vorfahren waren schon mit dem musealen Leben sehr eng verbunden. Sein Großvater Paul Walter, Prokurist und später Direktor der Braunschweigisch-Hannoverschen Hypothekenbank, im Neben- — wohl eigentl. Hauptberufe, so könnte man fast annehmen, wenn man Einblick in seine vielen Arbeiten nimmt — Geschichtswissenschaftler, war rege an der ersten Ausstellung beteiligt,

die aus Anlaß des 75. Jahrestages der Schlachten von Quatrebras und Waterloo im Sommer 1890 unter dem Thema „Ausstellung vaterländischer Erinnerungen von 1806—1815“ stattfand. In deren Folge setzte er sich neben Generalleutnant v. Wachholtz, Archivrat Dr. P. Zimmermann u. a. für die Begründung eines Vaterländischen Museums ein. So wurde er auch dessen sorgfältiger Betreuer bei seinen ersten Entwicklungsstufen. Ohne Frage gehörte er zu jenen kulturell interessierten Persönlichkeiten des damaligen Herzogtums Braunschweig, denen heute unser Dank für die wertvolle, nicht leichte Arbeit gilt.

Aber auch im Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz war Paul Walter der treibende Mann. Er erkannte die Notwendigkeit eines solchen Zusammenschlusses, begründete ihn neben anderen Herren und übernahm als erster das schwere Amt des Schatzmeisters. Leider dauerte dies aber nur bis zu seinem unerwartet schnellen Tode (1909).



Der Vater Dr. Werner Flechsigs war der Inspektor am Herzog Anton Ulrich-Museum Prof. Dr. Eduard Flechsig, ein anerkannt tüchtiger Schongauer-, Dürer-, Cranach-Forscher.

Seit 1934 ist Werner Flechsig Mitglied des Landesvereines und seit der gleichen Zeit auch der Schriftleiter der „Braunschweigischen Heimat“. Als Landesheimatpfleger im Braunschweigischen Kulturverband konnte er beide Tätigkeiten gut miteinander verbinden. Er begann mit eigener Methodik den mundartlichen Wortschatz aus dem Lande Braunschweig vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart für ein ostfälisches Wörterbuch zu sammeln und ihn auf Tonbändern festzuhalten. Daneben betreute er das Flurnamen-Archiv des Landesvereines. Seine Forschung gipfelte in vielen Bearbeitungen, in vielen Aufnahmen, so auch für das Deutsche Spracharchiv, in vielen Veröffentlichungen über Orts-, Flur- und Personennamen und in vielen Mundart-Beschreibungen für die ostfälischen Landschaftsteile, insonderheit für die Landkreise. 11 Mundart- und 2 Brauchtumsfragebogen schickte er hinaus. Die Ergebnisse aus diesen faßte er in Sprachkarten für den ostfälischen Raum zusammen. Bei unseren Studienfahrten gab er immer wieder eindrucksvolle Erklärungen von Flur-, den Ortsnamen und den Sprachgrenzen.

Unser aller Dank gilt ihm heute. Er hat u. a. auf dem Gebiete der Mundartforschung sehr wichtige Arbeit geleistet, wie es eindeutig die Erkenntnisse beweisen, an denen wir alle in den Veröffentlichungen teilhaben können. Dennoch sind — wie gar nicht anders zu erwarten — noch viele Fragen offen. Wir wünschen ihm weiterhin noch viele Jahre guter Gesundheit, die ihm die Kraft geben, so beharrlich und so systematisch in seinen „Lieblings“-Gebieten zu schaffen. Manch' vorbildliche Arbeit wird noch aus seiner Feder kommen. Sch.

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1972

1. Öffentliche Vorträge, Jahreshauptversammlung und Studienfahrten

Wie in den Vorjahren begannen die größeren Unternehmungen auch in diesem Jahre wieder mit einer winterlichen Studienfahrt, die sowohl kulturellen wie kulinarischen Erlebnissen gewidmet war. Es ging im 29. Januar zunächst nach Garmissen im Kreis Hildesheim-Marienburg, um unter Führung des Superintendenten Meyer-Roscher aus Hoheneggelsen Geschichte und Baudenkmale dieses Dorfes kennen zu lernen. In der vor kurzem trefflich restaurierten St. Lucaskirche hörte man nach der Schilderung der Instandsetzungsarbeiten durch Pastor Hennies und einem Bericht des Heimatpflegers Wilhelm Kaune die unter Denkmalschutz stehende Barockorgel, zum Erklängen gebracht durch Frau Organistin Mummé. Dann ging die Fahrt weiter nach Hohenhameln im Kreis Peine zum „Berliner Hof“, wo Gastwirt Horst Werner vorzügliche Schlachtestplatten für die hungrigen Fahrtteilnehmer vorbereitet hatte. Nach dem Essen erfreute Wilhelm Kaune die Braunschweiger Gäste mit dem drastisch lebendigen Vortrag eigener plattdeutscher Dichtungen.

Am 2. März folgte ein Vortragsabend im Sitzungssaal des Landkreises Braunschweig am Eiermarkt in Braunschweig. Es sprach zu Lichtbildern cand. rer. nat. Dietmar Brandes über „Die Vegetation im ostbraunschweigischen Hügelland“. Auf der Jahreshauptversammlung am 20. April stand nach dem Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden Geffers über das Jahr 1971, dem Kassenbericht des Schatzmeisters Dr. Schultz über den gleichen Zeitraum, und dem Kassenprüfungsbericht von Herrn Liekefett mit anschließender Entlastung des alten Vorstandes, die turnusmäßige Neuwahl des Vorstandes auf der Tagesordnung. Durch Zuruf wurden wiedergewählt: W. Geffers als 1. Vorsitzender, Dr. H. A. Schultz als stellvertretender Vorsitzender und Schatzmeister, A. W. Müller als stellvertretender Schatzmeister, Dr. W. Flechsig als Schriftführer, sowie ohne Geschäftsbereich Dr. R. Hagen, H. Mollenhauer und Dr. A. Tode. Anstelle des ausgeschiedenen Forstmeisters a.D. R. Paes wurde Landforstmeister i.R. Kurt Schmidt als Sachbearbeiter für Natur-, Landschafts- und Umweltschutz neu in den Vorstand berufen. Er hielt nach dem geschäftlichen Teil einen Vortrag über „Probleme des Natur- und Umweltschutzes im Raume Braunschweig“.

Die 1. Studienfahrt des Sommerhalbjahres ging am 27. Mai halbtägig unter Führung von Dr. Schultz in den Ambergau zur Burgruine Wohldenberg auf dem Hainberg und zum Dorfe Wohlenhausen, wo die Kirche und das „Zentrum der europäisch-evangelischen Kirchenbewegung“ besucht wurden. Leider verhinderte das Regenwetter den als dritten Punkt vorgesehenen Aufstieg zur Burgruine Wohlenstein über Bilderlahe, dafür hielt man sich umso länger in Wohlenhausen auf, wo nach der Besichtigung ein Lichtbildervortrag über die Arbeit der europäisch-evangelischen Kirchenbewegung und eine angeregte Aussprache folgten. Dann ging es zur Kaffeetafel nach Seesen, von wo die Rückfahrt angetreten wurde.

Auf der ganztägigen 2. Studienfahrt „Rund um den Solling“ wurde am 10. Juni unter Führung von Kreisheimatpfleger Dr. Plümer die alte Kreisstadt Einböck mit ihrem wohl erhaltenen Bestand an öffentlichen und privaten Baudenkmälern besichtigt und dort auch das Mittagessen eingenommen. Nachmittags wurden unter Führung von Dr. Schultz das Städtchen Moringen mit seiner romanischen Martinskirche, Hardeggen mit dem Muthaus der ehemaligen Burg von 1324 und das hessische Hugenotten-Städtchen Karlshafen an der Weser besucht, wo auch die Kaffeepause eingelegt wurde. Nach der Weiterfahrt durch das liebliche Wesertal gelangte man über Holzminden nach Amelungsborn, zur Besichtigung der ehemaligen spätromanischen Klosterkirche, die von Küster Kuhleemann sachkundig erklärt wurde. Die Rückfahrt nach Braunschweig erfolgte über Eschershausen, Greene, Bad Gandersheim und Seesen.

Ziel der halbtägigen 3. Studienfahrt am 19. August war das Braunkohlenrevier zwischen Schöningen und Helmstedt, in dem sich seit unserem letzten Besuch dort einschneidende Veränderungen des Landschaftsbildes durch den Abbruch des Dorfes Alversdorf und die Schwenkung des großen Tagebaues in Richtung auf Helmstedt vollzogen haben. Vom Singplatzweg über Schöningen aus gab zunächst unser Mitglied Otto Homuth, der Forstverwalter der BKB, einen Gesamtüberblick über die Landschaft, ihre Siedlungen und industriellen Anlagen. Nachdem anschließend Dr. Flehsig den Gang der frühgeschichtlichen und mittelalterlichen Besiedlung dieses Raumes auf Grund der Ortsnamen geschildert hatte, unternahm der Autobus eine langsame, öfter durch Anhalten unterbrochene Rundfahrt um das ganze Revier unter Führung von O. Homuth, wobei dieser teils vom Wagen aus, teils im freien Gelände Einzelheiten der Abbaumethoden, der Braunkohlenverarbeitung, der Siedlungs- und Straßenverlegungen, der Halden- und Kippenaufforstung und der Zukunftsplanungen erläuterte. Es ging vorbei an den verschwundenen Siedlungsplätzen Altbüddenstedt, Wulferstedt und Runstedt nach Alversdorf, wo nur noch die geräumte und verfallende Kirche hart am Rande des Tagebaues von dem einst blühenden Dorf übrig geblieben war, kreuz und quer durch das schmucke Neubüddenstedt zum Kraftwerk Offleben und nach Schöningen zurück. Von dort aus brachte der Autobus die Fahrteilnehmer auf der Elm-Hochstraße zur Kaffeetafel in der Reitlings-Gaststätte, bevor es nach Braunschweig zurückging.

Die ganztägige 4. Studienfahrt am 17. September vermittelte einen umfassenden Eindruck der Schunterlandschaft von der Quelle dieses Flusses im Elm bis zu seiner Mündung in die Oker bei Walle mit den an seinen Ufern liegenden Dörfern und Wehranlagen. Man fuhr über Rabeke, Frellstedt, Süplingen nach Süplingenburg, wo Dr. Schultz zur Stelle der ehemaligen St.-Petri-Kapelle mit der Wüstung Mollestorp führte und im Dorf selbst das Gelände der Burg Kaiser Lothars und die von ihm gegründete Stiftskirche des 12./13. Jahrhunderts zeigte. Nach einem Imbiß wurde die Fahrt fortgesetzt über Groß Steinum mit seiner ehemaligen Burgstelle „Neues Haus“, Beienrode am Dorm mit seinem stattlichen Herrenhaus und schönen Park, Ochsendorf im Hasenwinkel mit seiner Dorfkirche aus dem 12. Jahrhundert, Klein Steumke, Neindorf, Heiligendorf und Hattorf nach Flechtorf, wo Dr. Schultz den Fachwerkbau des Schlosses von 1596 zeigte, dann durch Lehre nach Wendhausen mit seinem ansehnlichen, der Stadt Braunschweig gehörenden Schloß, und schließlich durch Hondelage, Querum, Beienrode, den ehemaligen Burgsitz Thune und Harxbüttel, wo sich früher ein „Tempelhof“ befand, nach Walle. Nachdem hier Dr. Schultz angesichts des noch vorhandenen mächtigen Erdwalles der Scheverlingenburg über deren Schicksale seit der Zeit Kaiser Ottos IV. gesprochen hatte ging es ohne eine nochmalige Einkehr nach Braunschweig zurück, da sich auf der ganzen Fahrtstrecke nirgends eine Gaststätte finden lassen, die in der Lage gewesen wäre, rund 100 Gäste zugleich aufzunehmen und zu beköstigen.

Die 5. Studienfahrt am 14. Oktober diente der vergleichenden städtebaulichen Betrachtung des alten und des neuen Goslar. Bei unserer Ankunft am ehemaligen Exerzierplatz vor der Kaiserpfalz empfing uns Frau Reuß vom städtischen Verkehrsamt und gab einleitend eine fesselnde Übersicht über die geschichtliche Entwicklung des Stadt-

grundrisses. Dann führte sie durch die Altstadt zur ehemaligen Bergmannssiedlung auf dem Frankenberg und vermittelte unterwegs Einblicke in die Clus-Kapelle, das Siemens-Haus und die Frankenberger Klosterkirche. Nach diesem Rundgang wurde der Autobus kreuz und quer durch die neue Siedlung „Jürgen Ohl“ mit ihrem Krankenhauszentrum und der St. Georgskirche gelenkt, wo der Küster bereit stand, um die Fahrtteilnehmer hineinzuführen und sie über die Entstehungsgeschichte dieses interessanten modernen Bauwerkes zu unterrichten. Nach der Rückkehr zur Kaiserpfalz war noch Gelegenheit zu einer Kaffeerast in der Innenstadt, bevor nach dem Anhören und Betrachten des hübschen neuen Glockenspiels am Marktplatz um 18 Uhr die Heimfahrt angetreten wurde.

Die Vorbereitung und organisatorische Leitung aller Studienfahrten lag wie bisher in den bewährten Händen von Dr. H. A. Schultz.

Die Reihe der öffentlichen Veranstaltungen des Winterhalbjahrs 1972/73 wurde eröffnet durch einen Bericht im Dom zu Braunschweig von Dr. A. Quast von seinen Forschungen über „Die Grablage der Brunonen im Braunschweiger Dom“, an den sich eine angeregte Aussprache und die Besichtigung der Fürstengruft durch die in mehrere Gruppen aufgeteilten zahlreichen Teilnehmer anschlossen.

2. Monatsversammlungen

Die monatlichen Zusammenkünfte der besonders interessierten Mitglieder zu Kurzreferaten und Aussprachen fanden am 11. Januar, 8. Februar, 14. März, 9. Mai, 13. Juni, 12. September, 10. Oktober und 14. November jeweils um 18 Uhr im Gemeinschaftsraum der Domgemeinde am Wilhelmsplatz statt. Es sprachen Ingenieur Baldrich über „Heimaterleben gestern und heute“ sowie über „Volkskundliche Eindrücke in Norwegen“, Dr. W. Flechsig über „Ostfälische Volksbräuche der Pfingstzeit“, Karin Mensing über „Kulturelle Eindrücke einer Studienfahrt nach Moskau und Petersburg“, Domküster Reutter über „Das Landschaftsbild des Ostharzes, besonders des Bodetals“, E. Seemann über „Seltene Pflanzen unserer Heimat“ und Fr. Wiedenbein über „Mineralien des Braunschweiger Raumes“ sowie über „Die Farnpflanzen im Harz und Harzvorland“ unter Vorzeigung von Gesteinen und verschiedenen Farnarten eigener Sammlung. Dr. H. A. Schultz setzte seine beliebte Bilder-Quiz-Reihe fort, diesmal unter dem Thema „Kennst du die Burgen und Schlösser unserer Heimat?“. Auch die meisten anderen Referate wurden durch Farblichtbilder veranschaulicht, der Norwegen-Bericht außerdem durch die Vorführung eines Schmalfilms mit unterlegter Musik.

Die Beteiligung der Mitglieder war durchweg sehr rege, so daß bisweilen die Grenze des Fassungsvermögens des Raumes erreicht wurde. Wir danken es der Gastfreundschaft unseres Mitgliedes Domprediger Dr. Quast, daß wir in seinem ansprechenden und akustisch günstigen Gemeinderaum für unsere Monatsversammlungen nach so manchem Wechsel der Lokale eine hoffentlich dauerhafte Bleibe gefunden haben!

3. Arbeit des Vorstandes

Auf einer Reihe von Sitzungen im Landesmuseum befaßte sich der Vorstand mit der Beratung über die Einnahmen und Ausgaben der Vereinskasse, mit der Vorbereitung der einzelnen Hefte der „Braunschweigischen Heimat“, mit der Planung der Studienfahrten und Vortragsveranstaltungen sowie mit Problemen der praktischen Heimatpflege, besonders mit Fragen des Landschafts- und Umweltschutzes. Im Brennpunkt des Interesses standen dabei die noch immer umstrittene Linienführung der geplanten neuen Verbindungsstraße für den Schnellverkehr zwischen den Werken Wolfsburg und Beddingen des Volkswagenwerkes, die Meliorierung des Drömlinggebietes und die Verkehrsplanung für den Braunschweiger Stadtteil Altewiek im Zusammenhang mit dem Bauvorhaben des Warenhauses Horten. Die Vorstellungen des Vorstandes wurden von Dr. Schultz als dem Vertreter unseres Landesvereins im Vorstand des Niedersächsischen Heimatbundes zur Sprache gebracht und auf diesem Wege wie auch direkt den verantwortlichen Behörden unterbreitet. Hoffen wir, daß die Zukunft Entscheidungen in unserem Sinne bringen wird!

Fl.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

59. Jahrgang

Juni 1973

Heft 2

Verborgene historische Stätten

Die „Levenborch“ — (Liebenburg) *)

von H. A. S c h u l t z

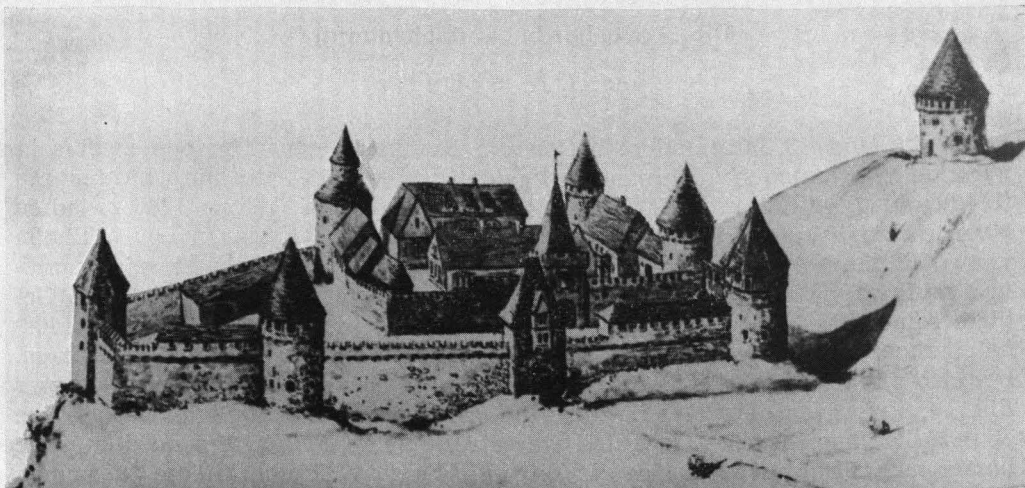
Im 12. und 13. Jahrhundert hatten die Braunschweiger Herzöge zwei sehr wichtige Wehranlagen in ihrem Grenzgebiet geschaffen — die Burg Lichtenberg (1165) und die Harliburg (1203/1204). Bei der welfischen Teilung 1286 zwischen Heinrich dem Wunderlichen, Albrecht dem Fetten von Göttingen und Wilhelm von Wolfenbüttel war es zu Unstimmigkeiten gekommen. Heinrich, ein kampf- und rauflustiger Herr, war mit seinem Anteil nicht zufrieden. Er fiel in die Gebiete seiner Brüder ein und ließ von der Harliburg aus Raubzüge in die hildesheimischen und halberstädtischen Gebiete, aber auch nach Goslar unternehmen. Dadurch gab es viel Ärger und Streit. Einen Ausweg versuchte der Hildesheimer Bischof, indem er dem Herzog riet, die Harliburg zu verkaufen. Dies lehnte er natürlich hart ab. Das Gegenteil war erreicht. Er verschärfte seine Raubzüge immer mehr. Darauf taten sich die Bischöfe, Fürsten, Grafen, Städte zusammen und erstürmten 1291 die Harliburg. Sie wurde erobert und dem Erdboden gleichgemacht. Diesen Zeitpunkt benutzte der Bischof von Hildesheim, eine eigene Burg gegen weitere Übergriffe in diesem Gebiet anzulegen. Die geeignete Stelle fand er am Osthang des Salzgitterer Höhenzuges, geologisch gesehen auf einer praeglacialen Felsterrasse, an der der Berg steil in das über den Paß führende Quertal abfällt. Von hier hatte man einen guten Weitblick über die Heerstraßen, die im nördlichen Harzvorlande in das heutige Salzgittergebiet führten.

Damit entstand die „Levenborch“, ein Bau des Bischofs Siegfried II. als Stützpunkt gegen den erzürnten Herzog. Der Herzog versuchte seinerseits immer erneut, den Bau zu verhindern. Mit Waffengewalt drang er sogar ein, zerstörte manches neu erstehende Bauwerk und belagerte die Baustelle so lange, bis daß es zu einer kämpferischen Auseinandersetzung kam, in der der Bischof mit seinen Anhängern die Oberhand behielt. Nun erst zog sich der Herzog zurück.

Gleichzeitig mit dem Auf- und Ausbau der Levenborch unternahm es der Bischof, diese mit einem größeren Landbesitz auszustatten. So kaufte er u. a. 1304 drei Hufen Landes in Groß Lewe von Walter von Arnstein, dem Provinzialmeister des Deutschen Ordens in Goslar, für 12 Mark Silbers jährlicher Zins und gegen Überlassung von $7\frac{1}{2}$ Hufen in Weddingen.

*) Das Bergschloß Liebenburg (1750—60 erbaut) kann in diesem Rahmen nur kurz erwähnt werden, da es ja nicht zu den „verborgenen“ Stätten gehört.

Die mit derart großen Kosten errichtete Burganlage verursachte aber auch hohe Kosten der Unterhaltung. Diese konnte der Hildesheimer Bischof nicht allein tragen. So erlebte die Levenborch das Geschick vieler anderer Burgen dieser Zeit — sie wurde verpfändet. 1366 kam sie in den Pfandbesitz der Stadt Braunschweig, die sie als Stützpunkt auf dem Wege nach Goslar benutzte. Am Sonntag nach Ostern 1366, so heißt es in der Urkunde, versetzte Bischof Gerhard von Hildesheim dem Rate die Levenborch für 500 löthige Mark, aber nur auf neun Monate; zu Weihnachten wollte er das Geld zurückzahlen und dann sollte ihm die Burg wieder zurückgegeben werden. Es ist nicht überliefert, wann der Bischof die Liebenburg zurückerhielt. Jedenfalls 14 Jahre später befindet sie sich im Pfandbesitz gegen Zehntzinsen bei Hans von Schwicheldt, Ludolf von Sellenstedt, Rabodo Wale und Rabodo Wierthe. Hans von Schwicheldt muß auch die



Versuch einer Rekonstruktion der Liebenburg (Zeichnung: Knop, Liebenburg)

Levenborch-Liebenburg ausgebaut haben. 1393 einigte sich der Bischof Gerhard mit ihm wegen der entstandenen Baukosten. Dabei erfahren wir, daß er, des Stiftes Marschall, ein neues Haus über dem Tore auf dem obersten Hause errichtet, daß er die Ringmauer zwischen den beiden Moshäusern (Zeughäusern) erhöht, und daß er den „Großen Teich“ zwischen Ohlendorf und Klein Mahner (erst 1820 trockengelegt!) angelegt hat. Der Bischof seinerseits übernahm hierfür eine Schuld von etwa „twey hundert lodiche mark sulvers“. Das Jahr 1393 brachte erneut eine Fehde zwischen dem Hildesheimer Bischof bzw. dessen Pfandbesitzer auf der Liebenburg und dem Herzog Friedrich II. Hans von Schwicheldt wurde bei Beinum geschlagen und gefangengenommen. Erst später kam er gegen ein Lösegeld von 8000 Mark Silber wieder frei und kehrte nach der Liebenburg zurück. 1448 war Curd von Schwicheldt gemeinschaftlich mit den Brüdern Heinrich und Bodo von Cramm im Pfandbesitz der Burg. In der Urkunde werden neben den Bauten Hans von Schwicheldts (1393), daß sich im „Großen moshuse“ eine Küche, eine Hofstube und eine große bemalte Kemenate befand; eine zweite Kemenate lag über dem „eytelhus“ (Vorratshaus) des Aschwin von Cramm; eine Wohnung für den Kaplan (demnach muß auch eine Kapelle dagewesen sein), ein Marstall, zwei Scheunen, ein Brauhaus, ein Backhaus und eine Windmühle werden gleichfalls genannt.

Am Abschluß der Stiftsfehde, in der die Liebenburg nicht in Mitleidenschaft gezogen wurde, kam sie 1523 an Herzog Heinrich den Jüngeren. In der sorgsam Obhut des streng verschwiegene Amtmannes Koch wohnte hier von 1541/1542 Eva von Trott, die Geliebte des Herzogs. Ihrem neunten Kinde, der Katharina, schenkte sie in dieser Burg das Leben. In vielen Legenden und Sagen tritt sie noch heute als die „weiße Frau“ auf, die im Burgarten und Burghof erscheint.

Die nächsten Jahre zeigen ein recht wechselvolles Geschehen. 1542 zieht das Heer des Schmalkaldischen Bundes auf der Liebenburg ein und besetzt diese. 1547 wird sie an den Herzog zurückgegeben. 1552 eroberten die Truppen des Grafen Vollradt von Mansfeld, der vom Gegner des Herzogs (Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach) gerufen war, die Burg und besetzten sie für kurze Zeit.

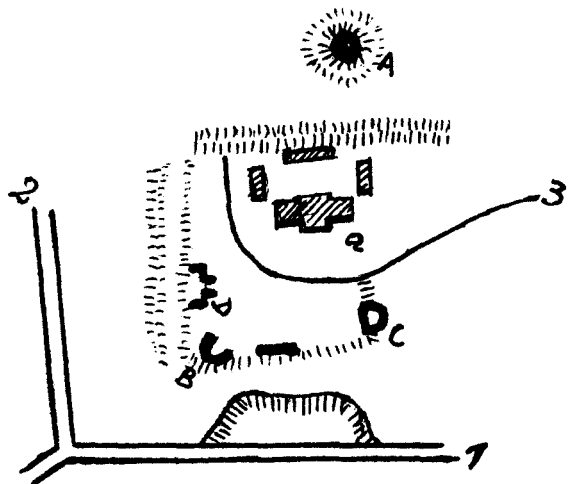
Während des 30jährigen Krieges war sie u. a. Hauptquartier Wallensteins. Hier empfing er Bürger der Stadt Goslar, die dem Feldherrn die Treue der Reichsstadt versicherten. 1633 drang ein schwedisches Dragoner-Regiment in das Innere der Burg ein und hinterließ einen Trümmerhaufen. Eine vorherige kaiserliche Besatzung war still in der Nacht verschwunden; man vermutete, durch den unterirdischen Gang. Aber 1641 erscheint diese erneut vor der Burg und nimmt sie ein. Die Besatzung mit einem Grafen von Hohenlohe wurde gefangengenommen. Zwei Jahre später bei Abschluß des Friedensvertrages kam die Liebenburg mit dem „Großen Stift“ zurück in das Eigentum ihrer Erbauer, der Bischöfe von Hildesheim. Im gleichen Jahre wurde neben ihr der Bau einer katholischen Kirche begonnen, der 1664 fertig war.

Die Liebenburg war zusehends durch die vielen kriegesischen Ereignisse zerstört. So konnte der Bischof Jobst Edmund von Brabeck, als er in Liebenburg residierte, nicht mehr in ihr wohnen. Er nahm daher seinen Wohnsitz im Amtshof. Diesem Zustand machte Fürstbischof Clemens August, ein bayrischer Prinz, 1750—1754 ein Ende. Er ließ die Liebenburg mitsamt der 1643 erst erbauten Kirche abtragen. Nur Reste blieben erhalten, wie der Wachtmeister- oder Hausmannsturm auf der nördlichen Höhe, Reste von zwei weiteren Mauertürmen und einige Stücke der Ringmauer. Alles andere verschwand. Ab 1754 baute er das Barockschloß auf der gleichen Stelle auf, das heute noch steht. Baudirektor war Drost Jobst Edmund von Brabeck, der Bauleiter hieß Linden, die Höhe der Bau-

Grundplan der Liebenburg

Vermessung Dr. F. Stolberg

A Wachtmeister- oder Hausmannsturm, B Turm der Südecke ((Schulmeisterturm), C Flankenturm mit halbrundem Grundriß, D Ausstieg des gewölbten Kanals, zwischen B und C Rest der Burgmauer, a Schloß mit seinen Nebengebäuden, 1 Straße von Liebenburg-Ort nach Othfresen, 2 nach Salzgitter, 3 Auffahrt nach der Burg bzw. dem Schlosse.





Liebenburg, Bergfried, Aufnahme Dr. H. A. Schultz (3)

kosten betrug 6000 Reichstaler. Es ist ein großes zweigeschossiges Gebäude mit abgewalmten Mansardendach, Vorderseite nach Norden. Die eine Hälfte ist katholische Kirche St. Clemens, sehr schön ausgestattet, mit herrlichem Deckengemälde von Joseph Gregorius Winck (3 Jahre Arbeit, dafür 1105 Taler und 30 Groschen), darstellend die Lebensgeschichte des hlg. Clemens. Die andere Hälfte des Gebäudes wurde erst viel später eingerichtet, eigentlich erst 1815—18 unter Hannover fertiggestellt. Sie beherbergte das Amtsgericht.

Die wirklich sehr verborgenen Reste der mittelalterlichen Liebenburg stehen noch heute und geben einen Eindruck von dem damaligen Bauwerk, obgleich das Gesamtbild durch den Abbruch 1750—54 verwischt ist. Die drei Wehrtürme, die Mauerreste, die Brunnenstelle und der „unterirdische Gang“ lassen einen Burgplatz erkennen, der nahezu quadratisch war und eine Ausdehnung von 130 : 130 m besaß. Auf der Südwestseite fand sie den Abschluß in einem geraden Graben mit Vorwall und auf der Nordwestseite in einem Halsgraben, heute einem Hohlweg. Als Baumaterial hatte man einen Rätkeupersandstein als Bruchstein mit viel Kalkmörtel verwendet. Der bedeutendste Wehrturm ist der Wachtmeister- oder Hausmannsturm, der etwa 100 m nördlich des eigentlichen Burg- bzw. Schloßplatzes steht, ohne baulichen Zusammenhang mit der Burg und etwa 30 m höher liegt (205 m ü. NN). Dieser Bollwerksturm weist bei einer Höhe von 12 m, einem Durchmesser von 14,5 m und einer Mauerstärke von 3,5 bis 4 m drei Geschosse auf, die je 4 Scharten- oder Schießkammern aufweisen. Der Zugang durch das Erdgeschoß täuscht, d. h. er gibt ein falsches Bild, denn er ist erst 1860 angelegt worden. Die Schießnischen sind sehr flachbogig gewölbt und weisen im Scheitel noch Abzugsöffnungen für den Pulverdampf auf. Im Ganzen ist dieser

kreisrunde Wachtmeisterturm sehr massig, ohne eine Kunstform erbaut. Da er allein neben der Burg stand, besaß er ein eigenes Wall- und Grabensystem.

Weitere Reste von Wehrtürmen stehen auf der Ost- bzw. auf der Südecke. Der erste ist ein Flankenturm mit halbrundem Grundriß, mit 2,35 m Mauerstärke und mit einem 11 mal 13 m großen Durchmesser. Im Innern zeigt er den Rest eines Gewölbes mit einer Höhe von 6,5 m. Dieser Turmrest, jetzt als Abstellraum, diente noch Anfang des 19. Jahrhunderts als Unterbau für die in Fachwerk aufgeführte Pfarrwohnung. Der dritte Befestigungsturm lag an der Südspitze und bildet einen vorzüglichen Aussichtspunkt. Zwischen diesen beiden Türmen finden sich Reste der ehemaligen Ringmauer. Nahe dem Rest des zweiten eben erwähnten Befestigungsturmes zeigt sich ein überwölbter Ausstieg aus einem Gang, der mit dem Keller des Schlosses in Verbindung steht und demzufolge wohl ein alter Abzugskanal ist. Im ganzen wies die Liebenburg ehemals 7 Türme auf. Das Außentor lag in der Nähe des Pfarrturmes und wird sicherlich eine Zugbrücke gehabt haben. Die Ringmauer schützte mit einem Wehrgang die Hauptburg und zweifellos auch den vorderen Teil, evtl. eine Vorburg. Über die innere Bebauung der Burg erfuhren wir Näheres aus der Zeit des 14.—15. Jahrhunderts, als Hans und Curd von Schwicheldt Pfandbesitzer waren.

Der alte bischöfliche Amtshof unterhalb der Liebenburg findet sich noch heute in der „Domäne Liebenburg“. Auch er hat an dem Geschehen in der Burg in gutem wie im schlechtem Sinne teilgehabt. Nach dem 30jährigen Kriege wurde er erweitert, 1754 bei Aufbau des Schlosses als Mittelpunkt ausgebaut. Die Erbauungszahlen der einzelnen Gebäude dokumentierten dies: 1686 das Brauhaus (Fachwerk), 1688 zwei Scheunen errichtet, 1771 Kuh- und Pferdeställe erbaut. Nach der Säkularisation des Bistums Hildesheim wurde der Amtshof, oder wie es jetzt hieß, das bischöfliche Amtsgut, in eine Domäne umgewandelt.

So spiegelt die Geschichte der mittelalterlichen Levenborch ein gutes Teil der braunschweigischen Landesgeschichte wieder, begonnen mit der einst so wichtigen Anlage eines Stützpunktes für das Hildesheimer Bistum und vollendet als sommerlicher Residenzszitz des Bischofs über die schwierige Zeit der Pfandgebietspolitik, über die Stiftsfehde und über die häßlichen Auswirkungen des 16. Jahrhunderts und die des 30jährigen Krieges hinweg. Trotz der vielen Zerstörungen ist die Levenborch nicht durch einen Krieg vernichtet worden: Sie mußte für den Aufbau eines Barockschlosses an gleicher Stelle abgetragen werden.

Blick von innen auf die Schießscharten ►



Die berühmten Glocken des Braunschweiger Domes

von A. Quast

(aus einem Vortrag im Rahmen der Feierstunde zum Gedenken des
Dombaubeginns vor 800 Jahren am 3. Mai 1973 im Dom)

Man darf mit einiger Bestimmtheit annehmen, daß schon die alte brunonische Stiftskirche im Burgbereich Dankwarderode Glocken besessen hat. Sie hatte immerhin Türme und damit den idealen Platz für ein Geläut. Glocken zu besitzen, verschaffte einer Kirche damals schon keine Ausnahmestellung mehr. Denn bereits im 7. Jahrhundert hatten iroschottische Mönche aus ihrer Heimat Glocken in ihr deutsches Missionsgebiet gebracht und ihnen zu einem wahren Siegeszug verholfen.

Dabei ging es nicht so sehr um ein musikalisches oder klangliches Dekor, das ein Gotteshaus schmückte oder hervorhob, sondern weit mehr um die spezifische Funktion der Glocke, die die Gemeinde zusammenrief, Gebetsstunden ankündigte und Bestattungen begleitete, dann aber auch eigene Kräfte in magischem Zwang gegen Dämonen und Unwetter bekundete.

Wir wissen, daß der Bronzeguß in Braunschweig sehr früh schon in Ansehen und Ehren stand. Nicht zuletzt ist der 1166 in Braunschweig gegossene Burglöwe ein Beispiel für vollendete künstlerische Meisterschaft unserer Bronzegießer. Das Gießhaus auf der Bruchinsel in unmittelbarer Nähe des Domes war urkundlich noch im 14. Jahrhundert in Betrieb, was wiederum nicht heißen kann, daß zu dieser Zeit der Bronzeguß durch einheimische Meister in Braunschweig zu Ende gegangen wäre. Die Namen der Stück- und Bronzegießermeister Mente und Grete bezeugen dieses Handwerk bis in die Neuzeit hinein auf Braunschweiger Grund und Boden.

Für den Glockenguß verwandte man seit dem hohen Mittelalter ausschließlich Bronze, also eine Legierung aus Kupfer und Zinn, der gelegentlich — wenn man solchen spärlichen Berichten Glauben schenken darf — auch etwas Silber zur angeblichen weiteren Veredelung des Klanges beigemischt wurde. Seit dieser Zeit haben auch die Glocken, die sich bekanntlich bis ins Altertum zurückverfolgen lassen und bei unterschiedlichem Material bienenkorbartig oder zylindrisch gewesen waren, ihre heutige Form, die sogenannte gotische Rippe. Jahrhunderte-langes Suchen und Experimentieren haben sie hervorgebracht.

Außer den vier Schlagglocken der Uhr, von denen zwei in der Ampel auf dem südlichen Turm und zwei im Dom selbst hingen, die aber alle Opfer der Zeiten geworden sind, soll unser Dom insgesamt dreizehn Glocken in gebundenem Geläut besessen haben. Das will sagen, alle dreizehn hätten in einem harmonischen Zusammenklang und wohl aufeinander abgestimmt gleichzeitig läuten können.

Ich möchte meinerseits aber annehmen, daß es sich bei der Überlieferung der Gesamtzahl von dreizehn Glocken für unser Geläut um einen Irrtum handelt. Die Zahl selbst wäre schon außerordentlich ungewöhnlich für ein Großgeläut, das fast ausnahmslos aus gleicher Zeit stammt. Die Grundkonzeption des Domkapitels für das neue Domgeläut wird, was die Anzahl der Glocken angeht, sicher biblischen Bezug gesucht haben. Und da bietet sich die Zahl zwölf nun einmal an. Sie ist die Vollzahl für die Gemeinde im alten wie im neuen Bunde. Außerdem hat es mit Sicherheit nicht die von Domkantor Görges noch 1834 erwähnte hölzerne

Karfreitagsglocke gegeben. Er selbst hat sie ja auch nicht mehr vorgefunden, sondern weiß nur noch von dem hölzernen Klöppel zu berichten. Hätte sie es aber doch gegeben, hätten wir in ihr ein solches Unikum in der Glockengeschichte, das von ihr sicher eine nähere Beschreibung überliefert worden wäre und nicht nur der lapidare Satz „Nicht mehr vorhanden“.

Freilich wurde am Karfreitag traditionsgemäß nicht mit vollem Klang geläutet; daher auch der Name „Stiller Freitag“. Vielerorts schwiegen die Glocken überhaupt und die liebenswerten Märchengeschichten von dem Flug der Glocken nach Jerusalem zu neuer Weihe, um dann am Ostermorgen umso fröhlicher wieder erklingen zu können, unterstreicht nur dieses liturgische Phänomen. Wo aber am Karfreitag und an den anderen Tagen der Stillen Woche geläutet wurde, geschah dies durch Schlagen mit einem Holzhammer auf Rand oder Flanke einer dazu bestimmten Glocke des Geläutes oder aber durch Einhängen eines Holzklöppels anstelle des eisernen. In jedem Fall dröhnte die Glocke nur, klang aber nicht mit gewohntem Klang.

Im Dom war mit höchster Wahrscheinlichkeit die 1660 abgestürzte und zerborstene Glocke, die dem heiligen Thomas von Canterbury geweiht war, gleichzeitig die Karfreitagsglocke. Mit ihrem Verlust konnte auch das spezifische Karfreitagsgeläut eingestellt und dadurch die Meinung aufgekommen sein, zwei Glocken seien verlorengegangen, wodurch dann die Ursprungszahl Dreizehn errechnet worden wäre. Schließlich läßt sich für die dreizehnte Glocke im Glockenstuhl kein Platz finden, so daß wir getrost davon ausgehen sollten, ursprünglich zwölf Glocken im Domgeläut gehabt zu haben.

Frommer Sitte gemäß wurden auch die Domglocken nach Heiligen benannt und wohl auch mit deren Funktionen identifiziert.

So haben oder hatten wir im Glockenhaus (Abb. 1) in der Reihenfolge nach Größe und Gewicht die Glocken: 1. Salvator oder Blasius major, 2. Maria, 3. Johannes der Täufer, 4. Thomas (abgestürzt), 5. Anna, 6. Blasius minor, 7. Maria, 8. Thomas, 9. Kaspar, 10. Katharina, 11. Gabriel, 12. Blasius minimus.

Um die Lücke, die durch den Absturz der Thomasglocke im Jahre 1660 im Geläut entstanden war, zu schließen, wandte sich das Domkapitel 1777 an den regierenden Herzog mit der Bitte, dem Dom eine der im Zeughaus lagernden Glocken vom Grauen Hof unentgeltlich zu überlassen. Der Herzog hatte aber vor, diese Glocken zu verkaufen und den Erlös der Armenpflege zukommen zu lassen. Das Domkapitel konnte den geforderten Preis nicht aufbringen. Die Verhandlungen scheiterten. So müssen wir bis auf den heutigen Tag das schmerzliche Fehlen der viertgrößten Glocke des Geläutes ertragen. Dabei mag es trostreich sein zu wissen, daß ein „fremder“ Ton im Gesamtgeläut nachteiliger wirkt als das Fehlen einer Glocke.

Um das Geläut bewegen zu können, bedurfte es der Armkraft von nicht weniger als zweiunddreißig starken Männern, die für diesen Zweck am Dom als sogenannte Pulsanten bedienstet waren. Dabei wurden zum Läuten der rund 4,5 to schweren Salvatorglocke allein zehn Männer benötigt.

Glocken sind in nüchtern-weltlicher Schätzung Wertobjekte von Rang und geraten vornehmlich in Kriegszeiten wegen ihres Grundmaterials, der Bronze, in den Blickwinkel der Beteiligten. Vor allen Dingen wurden dann die Kirchenglocken auf unsern Dörfern von Freund und Feind geplündert, und manche schöne Geschichte aus unschönen Kriegstagen weiß zu berichten, wie die Bevöl-

kerung ihre Glocke dem Zugriff gieriger Hände entzog. Aber die Verluste waren groß! Demzufolge waren auch alle Kriege, die Braunschweig überkamen, unmittelbare Fährnisse für unsere Glocken. Man könnte diese Erfahrung vielleicht als Banalität pauschal abtun, wenn nicht im Zusammenhang mit der Bewahrung unserer Domglocken der Name eines Mannes genannt werden müßte, der wirklich ihr Retter wurde. Es war der Domänendirektor und Stiftsadministrator Mahner. Unter dem 2. November 1812 hatte er von dem Finanzminister Malchus in Kassel, seinem Dienstherrn, wenn man einmal vom König Jerome selbst absieht, die Aufforderung bekommen, die Enteignung der Domglocken für die Kriegszwecke Kaiser Napoleons durchzuführen. Mahner aber hatte es garnicht eilig, sondern legte den Vorgang beiseite mit dem lakonischen Vermerk: „Hat Zeit bis zu wiederholter, ganz unvermeidlicher Aufforderung.“ Na, die ließ denn auch nicht mehr lange auf sich warten. Doch da war es bereits zu spät. Der Fremdherrschaft hatte die Völkerschlacht bei Leipzig das Ende gebracht. Die Domglocken blieben. Ausgangs des 1. Weltkrieges erwuchs den Domglocken wieder die Bedrohung, dem Materialbedürfnis geopfert zu werden. Mindestens mit dem Abtransport eines Teiles des Geläutes mußte gerechnet werden. Wert und Gewicht waren bereits registriert. Prof. D. Ecke widmete den Glocken einen literarischen Abschiedsgruß. Sie blieben aber auch dieses Mal erhalten.

Wesentlich beängstigender stand es aber um sie im Verlauf des Zweiten Weltkrieges. Denn jetzt ging es nicht nur um eine mögliche Ablieferung; jetzt forderten auch die sich ständig in Zahl und Schwere häufenden Luftangriffe in den Geläuten der Kirchen ihre Opfer. Ein tief einprägsames Bild bieten die zerschrottenen, im Glockenhaus schon zum Teil geschmolzenen und dann abgestürzten Glocken von St. Marien zu Lübeck. Wer sie einmal hat liegen sehen, wird diesen Anblick nie vergessen!

Wegen ihres besonderen kunsthistorischen Wertes, vielleicht auch wegen der Schwierigkeit der Demontage wurden unsere drei größten Glocken von der Ablieferungspflicht ausgenommen. Die acht kleineren mußten den Weg in die Schmelze antreten. Bei Beendigung des Krieges lagerten sie aber noch zwischen vielen anderen auf dem Glockenfriedhof in Hamburg. Von dort wurden sie heimgeführt und an ihre alten Plätze gehängt (Abb. 2). In die Freude, im Domgeläut ein Juwel aus unserer eigenen Vergangenheit über die Fährnisse der Zeiten hinweg erhalten zu wissen, muß sich zwangsläufig eine tiefe Dankbarkeit mischen, die mit der Pflege des Überkommenen es immer wieder neu erwirbt.

Die drei großen Glocken des Domgeläutes stammen aus dem Jahr 1502. In diesem Jahr wurde der vom Papst Alexander VI. mit der Visitation der Klöster beauftragte Kardinal Raimund Peraudi in Braunschweig erwartet. Von seinem Braunschweiger Aufenthalt ist bekannt, daß er im Dom eine lateinische Predigt hielt und in St. Cyriacus ein Altarbild weihte, das nach zeitgenössischer Bekundung in der Art gemalt gewesen sein soll, wie der heilige Evangelist Lukas gemalt habe. Dieser Kardinalsbesuch ist sicher für den Entschluß des Domkapitels, ein neues prächtiges Geläut zu schaffen, bestimmend gewesen.

Und so verpflichtete man denn den Niederländer Gerdt Wou van Campen, den berühmtesten Glockengießer seiner Epoche für diese Arbeit. Gerdt Wou war in Deutschland bereits bestens bekannt. Erst 1497 hatte er sich mit dem Umguß der nahezu 250 Ztr. schweren Gloriosa im Erfurter Dom unvergänglichen Ruhm erworben.



Abb. 1 Das Glockenhaus (1275) von Osten (Aufnahme vom Rathausturm)

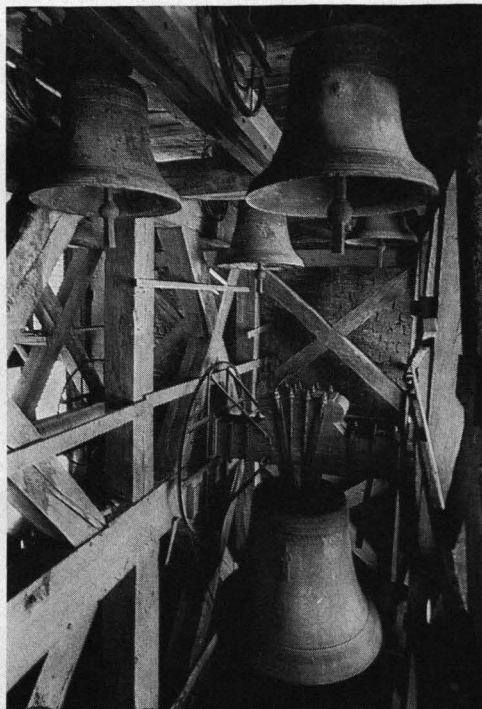


Abb. 2 Ein Blick in die Glockenstube mit der Salvatorglocke (unten), und vier der kleineren Glocken

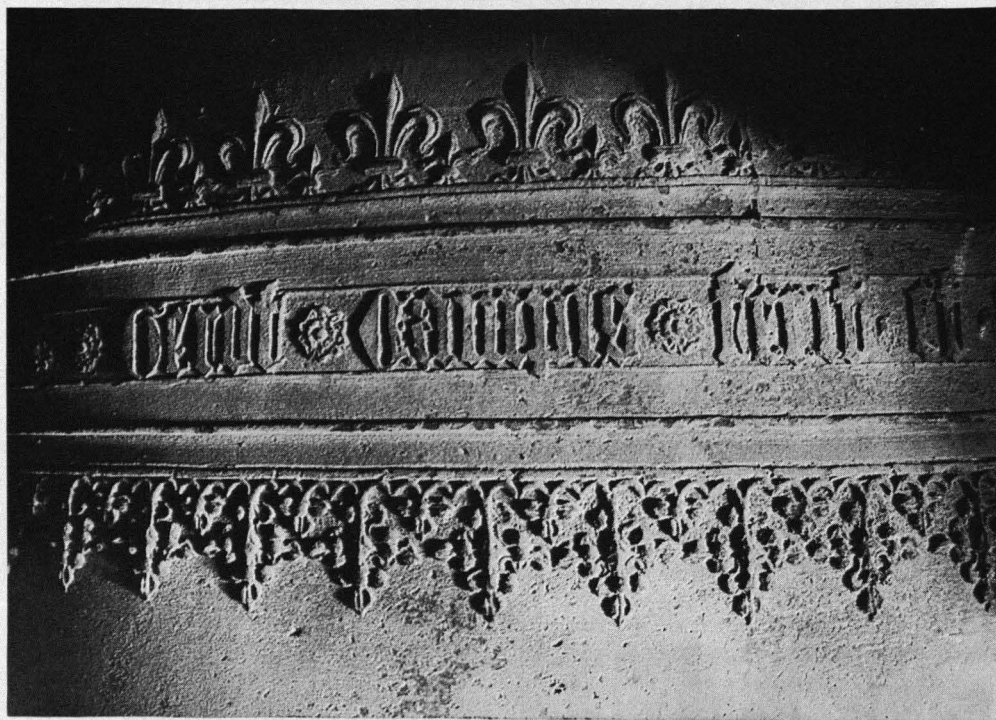


Abb. 3 Das Schriftband mit dem Namen Gerdt Campis auf der Salvatorglocke

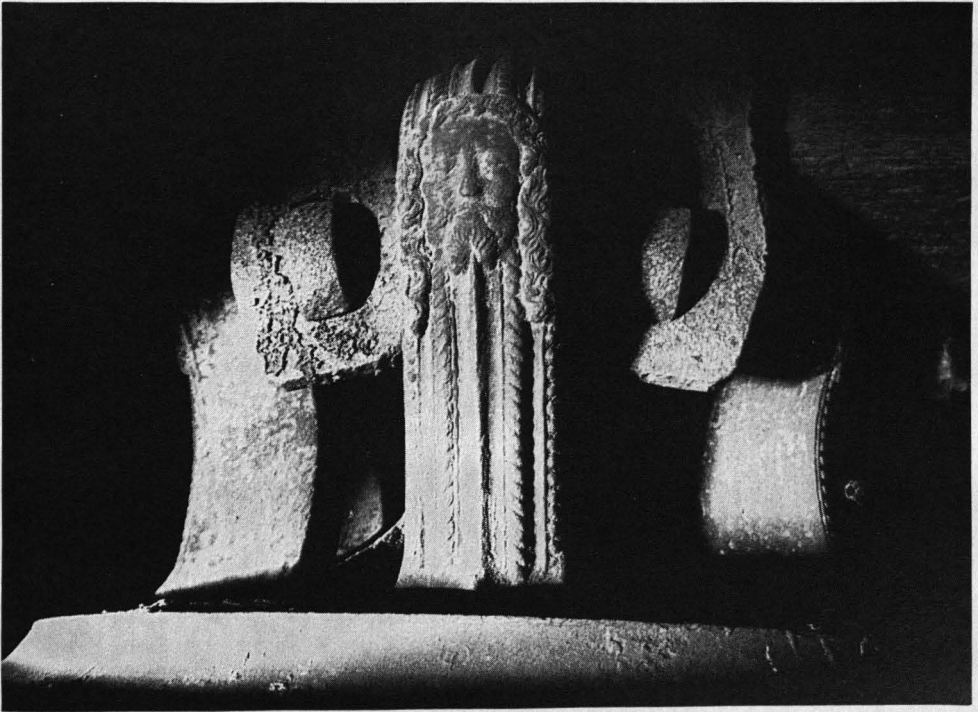


Abb. 4 Der auf jedem der sechs Bügel der Salvatorglocke wiederkehrende Christuskopf

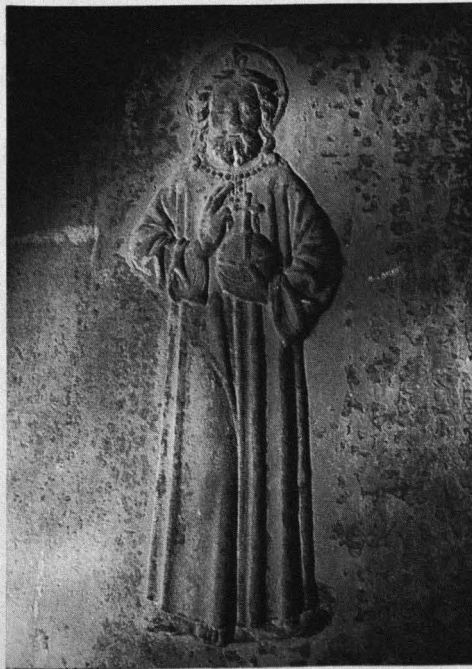


Abb. 5 Die Salvatorfigur mit Weltkugel und Liliennimbus



Abb. 6 St. Blasius auf der Salvatorglocke



Abb. 7 Die Beschriftung der Gabrielglocke

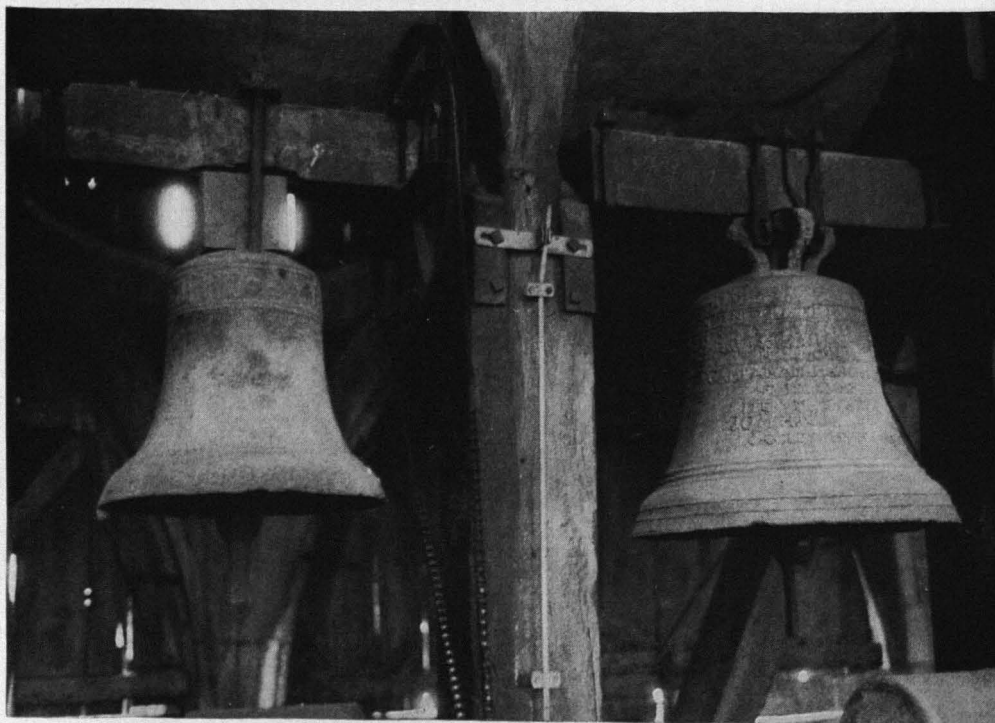


Abb. 8 links: „Adämchen“ mit der jetzigen Aufhängung, rechts: Die Gabrielglocke

Daß das Domkapitel nicht den einheimischen tüchtigen Meister Hinrik Mente beauftragte, wird aber nicht nur seinen Grund im Ruhm Gerdt Wous gehabt haben, sondern auch aus der kritischen Atmosphäre in der vorreformatorischen Zeit innerhalb der Stadt Braunschweig herrühren. Gründe für die Entscheidung sind schriftlich nicht überliefert, wohl aber der Bericht über den Glockenguß selbst. In ihm heißt es: „Anno 1502 des Dienstages na vincula Petri (das war im Jahr 1502 der 7. August) da word de grote Glocke gegoten in der Borch in Dohme und huven an to blasen des Morgens da dat twe schlog und blösen wente dat idt elve schlog, da leit de Mester de Spise lopen und de Domherren giengen dar all umher mit dem hilligen wahren Lichnam und sungen und danketen Gotte dem Herrn.“

Nicht nur vom glockentechnischen Standpunkt aus, sondern auch vom rein künstlerischen, sind die Domglocken Gerdt Wous hervorragende Leistungen. Die edle Gesamtform, der figürliche Schmuck, die sauber gestalteten und angebrachten Buchstaben der Inschriften weisen höchste Meisterschaft aus (Abb. 3).

1. *Salvator*. Die Salvator- oder Blasius-major-Glocke hat einen Durchmesser am unteren Rand von 1,93 m und ein Gewicht von nahezu 90 Ztr. — Ihr Grundton ist A. Sie besitzt eine aus sechs Bügeln mit Stricklinien und je einem Christuskopf (Abb. 4) kunstvoll gestaltete Krone. Ihre Inschrift in gotischen Minuskeln lautet: „inclitus altisono Salvator fulmina pellit. Exequias pandit, sevocat atque pios.“ Zu deutsch: „Mit mächtigem (oder hohem) Klang vertreibt der berühmte Salvator die Blitze, macht Trauerfeiern kund und ruft die Frommen.“ In der Inschrift folgen gleichfalls die Jahreszahl 1502 und als Name des Meisters Gerdt Campis.

Auf der schlichten Flanke sind in etwa 42 cm Größe die Bilder des Heilandes (Abb. 5) und ihm gegenüber des heiligen Blasius angebracht. Der Heiland ist als Welterlöser in einem bis auf die Füße reichenden langen Gewand dargestellt, hat auf dem Haupt den Kreuznimbus und in der Linken die Weltkugel mit dem Kreuz. Die Rechte ist leicht erhoben.

Der heilige Blasius erscheint in vollem Bischofsornat mit Mitra, Pluviale, Tunicella und Alba. Er trägt den Bischofsstab und das ihn charakterisierende Horn. Auffällig ist sein bartloses, fast mädchenhaftes Gesicht (Abb. 6).

2. *Maria*. Im Geläut folgt die Marienglocke. Ihr Grundton ist H. Sie mißt am unteren Rand einen Durchmesser von 1,74 m und hat ein Gewicht von rund 64 Ztr. Sie ist der Salvatorglocke sehr ähnlich, besitzt auch wie diese eine gotische Minuskelinschrift in lateinischer Sprache, deren Übersetzung lautet: „Der herrliche Klang der Maria schwingt bis hoch in den Äther empor, heilige Exequien kündet sie. 1502 nach Christi Geburt schuf die süßtönende, wie du sie hier siehst, Gerdt Wou.“ Das Bild der Gottesmutter auf der schlichten Flanke der Glocke gleicht in künstlerischer Vollendung und Höhe den Bildern auf der Salvatorglocke. Ein wirklich liebliches Bild der Himmelskönigin in ovaler, die ganze Gestalt umgreifender Flammenglorie, mit hoher Zackenkrone auf dem Haupt und den fröhlich strampelnden Jesusknaben auf dem Arm! Ihr Fuß steht auf der liegenden Mondsichel.

3. *Johannes der Täufer*. Die Johannesglocke hat am unteren Rand einen Durchmesser von 1,54 m bei einem Gesamtgewicht von 42 Ztr. Die Gestaltung ist die gleiche wie bei der Salvator- und bei der Marienglocke. Ihr Grundton ist C.

Die lateinische Minuskelinschrift lautet in Übersetzung: „Des Täufers Johannes Ton übertrifft weit allen ehernen Klang und vertreibt alles Verkehrte (Sünd-

hafte). Nach 1502 Jahren ließ die fromme Kirche die drei süßklingenden Glocken erneuern.“

Die Inschrift spricht also von drei Glocken und verwendet für den Guß das Tätigkeitswort „erneuern“. Damit dürfte die Meinung gestützt sein, daß Gerdt Wou nur die ersten drei Glocken des Domgeläutes gegossen hat, nicht aber auch die vierte, die später abgestürzte Thomasglocke. Außerdem erklärt sich aus dieser Bemerkung auch zwanglos der Verbleib der älteren Glocken des Domes: Sie werden als Rohmaterial im Neuguß aufgegangen sein.

Auf der Flanke der Johannesglocke ist der Täufer in der allgemein vertrauten Weise dargestellt, gekleidet in den Kamelhaarumhang, das Gotteslamm auf dem linken Arm, den rechten zum Segen erhoben. Vorlage zu diesem Bild war zweifellos das Salvatorbild auf der großen Glocke.

Diesem Bild gegenüber steht der heilige Thomas Becket von Canterbury. Auch hier hat Gerdt Wou ein Vorbild fast unverändert übernommen: das Blasiusbild von der großen Glocke. Statt des Blasiusorns sehen wir den Heiligen mit zum Segen erhobener Rechten, außerdem hinter der Mitra einen Säbel mit offener Parierstange, Werkzeug des Martyriums im Dom zu Canterbury.

In der Abfolge des Geläutes müßte jetzt die Thomasglocke besprochen werden. Aber sie ist, wie ich schon erwähnte, 1660 abgestürzt und nicht erneuert. Außer ihren Namen wissen wir von ihr nichts. Wir beklagen ihren Verlust.

Die folgenden sechs Glocken hat Hinrick van Campen im Jahre 1506 gegossen. Er war Schüler, vielleicht sogar Verwandter des Meisters Gerdt Wou. Wenn er auch mit den Glocken für den Braunschweiger Dom nicht die Meisterschaft seines Lehrherrn erreicht hat, so gehören seine Glocken dennoch zu den besten in Deutschland.

4. *St. Anna*. Die St. Anna — oder, wie sie auch genannt wird, die Dominalglocke hängt im Glockenstuhl über der Marienglocke und hat einen Raddurchmesser von 1,05 m bei einem Gewicht von 15 Ztr. Ihr Grundton ist f.

Sie ist den Glocken Gerdt Wous ähnlich und trägt eine lateinische Inschrift, die übersetzt lautet: „Wisset, die ihr von der Erde stammt, daß ich Anna genannt. Ich verkündige wahrheitsgemäß, daß Meister Hinrick van Campen mich 1506 schuf.“ Als Schlußzeichen der Inschrift hat Meister Hinrick ein kleines Medaillon gewählt, das Maria mit dem Jesuskind zeigt, den Salvator als nackten Knaben darstellend, auf den ein Löwe zuspringt. Solche Darstellungsweisen sind auf Glocken des 16. Jahrhunderts keine Seltenheit.

Auf der Flanke befindet sich ein etwa 10 cm großes Rundbild mit der Kreuzigungsgruppe und ihr gegenüber ein gleichgroßes Bild mit der heiligen Sippe, die heilige Anna in der Mitte.

5. *Blasius minor*. Die Blasius-minor-et-medijs-Glocke heißt wesentlich kürzer und volkstümlicher auch „Bergglocke“. Woher dieser Name stammt, ist schwer zu ermitteln. Sicherlich ist er aber nicht, wie gelegentlich angenommen wird, eine Verbalhornung des vermuteten Namens „Burgglocke“. Wenngleich die Burg Dankwarderode in nächster Nachbarschaft des Domes gelegen ist, läßt sich ein Sinnzusammenhang aber kaum überzeugend erschließen. Wahrscheinlicher ist, daß sie zu Begräbnissen geläutet wurde, und daß der Name „Bergglocke“ auf das Bergen der Toten in Sarg und Grab hinweist. Ein Trostvers, der noch heute bei Beerdigungen zitiert wird, untermauert diese Erklärung: „Was wir bergen in den Särgen, ist das Erdenkleid; was wir lieben, ist geblieben, bleibt in Ewigkeit.“

Die Bergglocke hat einen Raddurchmesser von 94,5 cm und ein Gewicht von rund 11 Ztr. Ihr Grundton ist g.

Ihre lateinische Inschrift lautet übersetzt: „Genannt bin ich Blasius, die kleinste bin ich, aber mit heller Stimme rufe ich. Im Jahre 1506 Hinrick van Campen.“

Auf der einen Seite der Flanke befindet sich ein Bild des heiligen Blasius, auf der andern ein Rundbild mit Maria und dem Einhorn. Das 14,5 cm große Bild des heiligen Blasius hält künstlerisch einen Vergleich mit dem Bischofsbild auf der großen Blasiusglocke nicht aus. Das 11 cm große Rundbild auf der andern Seite der Flanke zeigt Maria in der Mitte sitzend und vor ihr das verfolgte Einhorn. Der Himmelsjäger Gabriel mit seinen vier Jagdhunden Justitia, Veritas, Misericordia und Pax sind die Verfolger. Auf einem alten Flügelaltar aus dem Dom erscheint die gleiche Darstellung.

Die Blasius-minor-Glocke war auch die Horaglocke, worauf die Inschrift hinweisen scheint. Denn zur Hora wurde mehr gebimmelt als geläutet.

6. *Maria*. Daß in einem Großgeläut verschiedene Glocken demselben Heiligen geweiht sind, darf nicht verwundern. Es gibt dafür eine ganze Reihe von Beispielen und das durchaus nicht nur im Braunschweiger Domgeläut, in dem bekanntlich, jeweilig mehrere Glocken dem Blasius, der Maria und Thomas Becket geweiht sind.

Diese zweite Marienglocke im Geläut trug auch den Namen Wolfsglocke. Sie hat einen Raddurchmesser von 84 cm und ein Gewicht von 7,25 Ztr. Ihr Grundton ist a.

Sie trägt eine lateinische Inschrift, die übersetzt aussagt: „Ich trage, schau her, im Kampfe den Namen Maria. Meister Hinrick van Campen goß mich im Jahre 1506.“ Auf der Glockenflanke haben wir das Bild der Gottesmutter mit dem Christuskind und gegenüber das Bild eines Heiligen im Mönchsgewand. Er ist bartlos und kahlköpfig; in den Händen trägt er ein Buch und einen Strick.

Die Inschrift weist darauf hin, daß es sich bei dieser Marienglocke um eine Wetterglocke handelt. Der Wolf verkörpert den Unwetterdämon.

7. *Thomas*. Diese Thomasglocke, die — rechnet man die 1660 abgestürzte gleichen Namens mit — die zweite im Geläut ist, die dem Märtyrerbischof Thomas von Canterbury geweiht war, hat einen Raddurchmesser von 80 cm und ein Gewicht von 6,20 Ztr. Ihr Grundton ist h.

Ihre lateinische Inschrift lautet auf Deutsch: „Thomas heiße ich und schrecke den Feind der Welt. Hinrick van Campen schuf mich im Jahr 1506.“

Auf der Vorderseite der Flanke steht die 10 cm hohe Figur Thomas Becket, im Gegensatz zu der Darstellung auf der Johannesglocke Gerdt Wous hier bärtig und ohne Heiligenschein. Hinter der Bischofsmütze ist als sein Märtyrerbeizeichen ein Beil oder auch gestieltes Messer abgebildet.

Auf der Rückseite der Flanke ist ein ovales Bild der Maria mit dem Jesusknaben auf einer stilisierten Wolke thronend angebracht.

Auch diese Glocke wurde sicher als Wetterglocke geläutet, wie es aus der Inschrift unschwer zu entnehmen ist.

8. *Kaspar*. Die Kaspar-, auch Opfermanns- oder Vesperglocke hat einen Durchmesser von fast 70 cm und ein Gewicht von 4 Ztr. Ihr Grundton ist cis“.

Die Inschrift besagt, daß Christi fromme Verehrer der Glocke den Namen Kaspar gegeben hätten und Hinrick van Campen sie gegossen habe.

Auf der Flanke ist zweimal das Sternbild des Schützen zu sehen. Auch auf der im Geläut folgenden Katharinenglocke ist das so. Den Bezugsgrund möge das folgende Zitat erbringen. Der Zeugherr der Altstadt Braunschweig, Zacharias Boiling (1630—1664), sagt in seinen *Monita ad armamentarium Civitatis Brunsvicensis*: „Ein jeder guter Gießer wird acht haben auf den Tag und das himmlische Zeichen, darin er gießen will. Alle, welche im Feuer laborieren müssen, Alchemisten, Goldschmiede, Zinngießer, haben ihre gewissen Zeichen. Die Klocken- und Stückgießer werden es beim Schmelzen gewahr, welcher große Unterschied an der Zeit (des Gießens), wegen zusammengesetzter widerwärtiger Materien desselben Metalls. Erfahrungsgemäß sind unter den zwölf himmlischen Zeichen, Widder, Löwe und Schütz sehr gut, Steinbock und Jungfrau mittelmäßig, die anderen Zeichen besonders Waage, Fisch und Skorpion ganz verwerflich.“ Ganz besonders gut sollte der Guß gelingen, wenn an diesem Tag die Sonne in das betreffende Sternbild trat. Hieraus könnte man folgern, daß die Kasparglocke und die folgende Katharinenglocke im Zeichen des Schützen gegossen wurden, dem Skorpion oder Krebs zu Füßen liegen.

Auf der dritten Seite der Flanke ist der Apostel Matthäus abgebildet.

Die Kasparglocke hatte der Opfermann zur Vesper und zu den *horae canonicæ* zu ziehen, weshalb sie eben auch Opfermanns- oder Vesperglocke genannt wurde. Außerdem wurden mit ihrem Geläut die Pulsanten zum Wetterläuten der größeren Glocke herbeigerufen. Daher wohl auch der Name Kasparglocke. Kaspar ist ja einer der drei Weisen aus dem Morgenland, die in ihrer Gesamtheit als „Wetterherren“ verehrt wurden.

9. *St. Katharina*. Der Durchmesser der Katharinenglocke beträgt 65 cm und ihr Gewicht 3,4 Ztr. Ihr Grundton ist d“.

Ihre lateinische Inschrift läßt sich in etwa übersetzen: „Ich töne so laut ich kann. Wisse, ich heiße Katharina. Hinrick van Campen schuf mich 1506.“

Auf der Flanke befindet sich ein Relief mit dem Bilde der heiligen Katharina von Alexandria mit dem zerbrochenen Rad, mit dem sie hatte gerädert werden sollen und das dann zerbrach, und dem Schwert, mit dem sie dann hingerichtet worden ist. Sie starb unter Kaiser Maxentius zwischen 305 und 312 in Ägypten. Die Heilige steht auf einer liegenden männlichen Gestalt, wahrscheinlich einem Dämon. Auf der andern Seite der Flanke haben wir das Bild des Schützen, wie bereits bei der Kasparglocke erläutert.

10. *St. Gabriel*. Die Gabrielglocke, die auch Stimm- und Bimmelglocke genannt wurde, war ursprünglich 1506 von Hinrick van Campen gegossen worden, später ist sie gesprungen und 1700 von dem Braunschweiger Glockengießer Arnold Grete umgegossen.

Ihr Durchmesser beträgt 52 cm, ihr Gewicht 1,7 Ztr. Der Neuguß läßt sich unschwer an der zweiten Inschrift und den Barockelementen im Zierrat und an den Bügeln erkennen.

Zweifellos stammt die obere Inschrift aber von der alten Glocke: *Angelicum Gabriel nomen teneo recte. Henricus Campis me fecit 1506*. Zu deutsch: „Den englischen Namen Gabriel trage ich mit Recht. Hinrick van Campen goß mich 1506.“ Auf vier Zonen der Flanke ist eine weitere Inschrift verteilt, die wiederum

aus dem Lateinischen übersetzt lautet: „Zur Ehre Gottes ließ diese ehemals gesprungene Glocke auf seine Kosten erneut gießen Johann Döring, dieser Kirche Kanonikus und lüneburgischer Patrizier.“

Arnold Grete, auch Greten, war als Glockengießer in Braunschweig geschätzt und angesehen. Die Stiftsherren von St. Blasius hatten ihm bei seiner Bewerbung um herzogliche Handwerkserlaubnis ein gutes Zeugnis ausgestellt. Auf dieser Glocke signiert er schlicht mit „Arnold Greten fusor“.

Der nur schwer genau bestimmbare Grundton der Gabrielglocke ist dis““.

11. *Blasius minimus*. Unsere kleinste Glocke ist auch die älteste. Freilich geht sie nicht, wie behauptet wurde, auf Heinrich den Löwen zurück. Sie gehört dem 15. Jahrhundert an und hat einen Raddurchmesser von 40 cm bei einem Gewicht von 0,80 Ztr. Ihr Grundton dürfte c““ sein.

Ihre Krone hatte steile Bügel, die mit einem Bandgeflecht verziert waren. Bei der Demontage wurde die Krone so stark beschädigt, daß die jetzige kronenlose Aufhängung notwendig wurde (siehe Abb. Nr. 8). Der Glockenhals trägt eine sauber verzierte Minuskelinschrift: „Sancte Blasie memento nostri. Heiliger Blasius, gedenke unser!“ Als Eröffnungszeichen dient ein nach rechts springender Löwe, als Schlußzeichen Medaillons mit kabalistischen Motiven.

Auf der Flanke sind einmal das Gotteslamm mit Kreuz dargestellt, gegenüber die Trinität in einem „monstranzähnlichen Pilgerzeichen“.

Im Volksmunde hieß diese Glocke auch das „Adämchen“. Zweifellos stand ihr Gebrauch im Sinnzusammenhang mit der Geschichte von der Vertreibung der ersten Menschen aus dem Paradies. Sie war also die Gerichtsglocke des Domes. Dem Dechanten am Dom oblag die geistliche Gerichtsbarkeit in der Stadt. Auch die Gebetsinschrift mit dem Hilferuf an den heiligen Blasius, einem der vierzehn Nothelfer, bestätigt dies. Es ist der Ruf um Gnade bei einer himmlischen Instanz eines von irdischer Gerichtsbarkeit verurteilten Rechtsbrechers.

Unsere Glocken wurden bei den verschiedenen Anlässen einzeln oder variabel gruppiert nach strengem Ritual geläutet. Zu den hohen Kirchenfesten oder bei besonderen Gegebenheiten erklang das Gesamtgeläut. Dabei leitete die Salvatorglocke jeweils das Geläut ein. Diesen Vorrang hatte sie auch, wenn alle Kirchen Braunschweigs läuteten.

Nun sind aber unsere Glocken nicht nur Wegbereiter durch eine geistige Landschaft, die wir Kultur heißen, auch nicht nur ein verehrungswürdiger Teil kirchlicher Tradition; sie sind lebendige Gewerke der christlichen Gemeinde zu Preis und Anbetung Gottes. Ihr eherner Ruf trägt ein Stück Ewigkeit in diese Welt und Zeit hinein. „Soll eine Stimme sein von oben wie der Gestirne helle Schar, die ihren Schöpfer wandelnd loben ...“ (Schiller).

Literatur:

Bertholet: Glocken in RGG²; dort weitere Literatur.

H. Pfeiffer: Die Kirchenglocken der Stadt Braunschweig in Zeitschr. für niedersächsische Kirchengeschichte 1927/28.

H. Pfeiffer: Die Kirchenglocken im Herzogtum Braunschweig in Braunschweigische Heimat 1933, Heft 3.

Tonband des Orgelsachverständigen Drömann im Besitz der landeskirchlichen Medienstelle Braunschweig.

Fotos: Abb. 1 Birker, alle weiteren Abb. Steffens.

Die Pfingstänger und ihre pfingstzeitlichen Lustbarkeiten Neue wortgeographische Beiträge zur Abgrenzung des ostfälisch-engrischen Kulturkreises

von Werner Flechsig

Vor 23 Jahren habe ich im 36. Jahrgang unserer Zeitschrift zum ersten Male eine Abhandlung über „Ostfälische Volkstumsgrenzen im Lichte der Dialekt- und Flurnamengeographie“ veröffentlicht und unter den ostfälischen Flurnamen-Leitwörtern auch den „Pfingstanger“ mit seinen verschiedenen mundartlichen Namensformen *Ping(e)stanger*, *Ping(e)stbläk*, *Ping(e)stgräs* und *Ping(e)stwische* besprochen. Es handelte sich dabei um die grasbewachsenen Festplätze außerhalb der Dörfer, die ihren Namen davon hatten, daß auf ihnen während der Pfingstzeit Wettkämpfe und Spiele der Dorfjugend wie Ringstechen, Hammellaufen, Vogelschießen, Hahnenschlagen und ähnliches durchgeführt wurden, bevor man sie als Viehweide freigab. Diese Einrichtung schien mir damals eine ostfälische Besonderheit zu sein, da nach Ausweis der gedruckten Mundartwörterbücher Wort und Sache in Schleswig-Holstein, im Lüneburgischen und in Westfalen fehlten.

Allerdings mußte 1950 die Frage noch offen bleiben, ob die Pfingstänger wirklich, wie es den Anschein hatte, in allen Teilen Ostfalens vorkamen und wie weit sie nach Norden und Westen an die benachbarten Sprachlandschaften heranreichten. Zur Beantwortung dieser Frage genügten die damaligen Unterlagen noch nicht, die hauptsächlich in den handschriftlichen Flurnamensammlungen des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz und in einigen gedruckten Flurnamenbüchern ostfälischer Nachbargebiete bestanden. Erst durch planmäßige weitere Nachforschungen mittels zweier Mundartfragebogen, die ich 1959 und 1962 vom Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum aus an rund 600 Orte im Verwaltungsbezirk Braunschweig und in den Regierungsbezirken Hildesheim, Hannover und Lüneburg verschickte, ließ sich ein einigermaßen geschlossenes und deutlich abgrenzbares Verbreitungsbild gewinnen. Es wurde durch gleichzeitige Erhebungen über die Verbreitung der pfingstzeitlichen Reiterwettkämpfe auf den Pfingstängern eindrucksvoll ergänzt und lieferte mit diesen zusammen eine sichere Grundlage für neue volkstumsgeographische Erkenntnisse.

1. Die Pfingstänger in Ostfalen, Engern und Nordthüringen

Eine Untergliederung Ostfalens nach den Geltungsbereichen für die verschiedenen Bezeichnungen *Ping(e)stwische*, *Ping(e)stgräs*, *Ping(e)stbläk* und *Ping(e)stanger*, wie ich sie 1950 glaubte erkennen zu können, läßt sich auf Grund der neu hinzugekommenen Belege nicht aufrechterhalten. Im Kr. Wanzleben waren z. B. nach Burkhardt¹⁾ bei einer Reihe von Orten für das gleiche Flurstück nebeneinander teils *Pingstanger* und *Pingstgräs*, teils *Pingstanger* und *Pingstwische*, teils *Pingstgräs* und *Pingstwische*, teils — in Kl. Wanzleben — alle 3 Bezeichnungen bezeugt. *Pingstwische* ist auch nicht auf das östliche Ostfalen beschränkt, wie ich 1950 annahm, sondern fand sich bei der Umfrage von 1962 nicht minder häufig in den westlichen Kreisen Hildesheim-Marienburg, Alfeld, Holzminden, Hameln-Pyrmont, Springe, Hannover, Neustadt und Burgdorf. In der folgenden

Übersicht über die Verbreitung der Pfingstänger in Ostfalen und Engern werden daher nur die Gesamtzahlen aller Belege innerhalb der einzelnen Stadt- und Landkreise ohne Unterscheidung der jeweiligen Bezeichnungen aufgeführt, wobei ich im Osten an der Mittelelbe beginne, nach Westen zur Weser fortschreite und am Südrande Niedersachsens endige.

Es erbrachten der Kr. Wolmirstedt 2 Belege, Stadtkreis Magdeburg und Landkreis Wanzleben 29, die Landkreise Haldensleben und Quedlinburg je 1, Kr. Halberstadt 9, Kr. Wernigerode 10, Kr. Wolfenbüttel 55, Kr. Helmstedt 44, Stadt- und Landkr. Braunschweig 28, Kr. Gifhorn 9, Kr. Celle 2, Kr. Peine 16, Stadtkr. Salzgitter 21, Kr. Goslar 24, Kr. Gandersheim 49, Kr. Hildesheim-Marienburg 43, Kr. Alfeld 33, Kr. Springe 13, Kr. Hannover 17, Kr. Burgdorf 20, Kr. Neustadt 9, Kr. Schaumburg-Lippe und Grafschaft Schaumburg 3, Kr. Hameln-Pyrmont 13, Kr. Holzminden 24, Kr. Einbeck 19, Kr. Osterode 7, Kr. Zellerfeld 3, Kr. Northeim 11, Kr. Göttingen 4, Kr. Hofgeismar 8 und Kr. Witzenhausen 1. Die Gesamtzahl der Belege hat sich seit 1950 also von 144 auf 536 vermehrt. Auch damit ist jedoch der wirkliche Bestand an einschlägigen Flurnamen in Ostfalen und Engern noch längst nicht ermittelt. Ganz unberücksichtigt blieben im Osten die Kreise Schönebeck (früher Calbe a. S.), Bernburg, Staßfurt, Aschersleben und Oschersleben, und die geringe Ausbeute aus den Kreisen Wolmirstedt, Haldensleben, Quedlinburg und Halberstadt beruht zweifellos nicht auf dem Mangel an nachweisbaren Pfingstängern, sondern lediglich auf völlig unzureichender Sammlung oder Veröffentlichung des Flurnamenbestandes jener Gebiete. Das gleiche gilt sicherlich auch von der geringen Zahl der Belege im Südwesten unseres Untersuchungsgebietes aus den Kreisen Osterode, Northeim und Göttingen, von den überhaupt nicht erfaßten Kreisen Müden und Duderstadt ganz zu schweigen.

Ein ziemlich genaues Bild von der Verbreitung der Pfingstänger nach Norden und Nordwesten hin vermitteln dagegen wohl die Zahlenverhältnisse zwischen untersuchten und fündigen Orten in den Kreisen Gifhorn, Celle, Burgdorf, Neustadt, Hannover, Springe und Hameln-Pyrmont. Im Kr. Gifhorn nördlich der Aller erstatteten 10 von 14 befragten Orten Fehlanzeige, im Kr. Celle 18 von 20, im Kr. Burgdorf 10 von 30, im Kr. Neustadt 14 von 23, im Kr. Hannover 18 von 32, im Kr. Springe 6 von 19 und im Kr. Hameln östlich der Weser 6 von 19. Auffällig ist das fast völlige Fehlen der Pfingstänger im Kr. Celle, und zwar auch in seinem Südostteil, der sonst wortgeographisch eng mit Ostfalen verbunden ist, und demgegenüber der starke Anteil der Orte mit Pfingstängern im Kr. Burgdorf, der sich in der gleichen geographischen Breite erstreckt wie der Südteil des Kr. Celle.

Verbindet man die nördlichsten und westlichsten Orte mit Pfingstängern durch eine Grenzlinie miteinander, so ergibt sich folgender Verlauf: Von Ahnebeck am Nordrand des Vorsfelder Werder nach Westen über Bergfeld und Tiddische im Kr. Helmstedt, Grußendorf, Betzhorn und Wesendorf im Kr. Gifhorn, denen noch der alte Archidiakonatsort Wittingen als isolierter Vorposten weiter nach Norden vorgelagert ist, Ummern und Oppershausen im Kr. Celle, Obershagen, Kl. Burgwedel und Meitze im Kr. Burgdorf, Helstorf, Vesbeck und Esperke bis Rodewald (mittlere Bauerschaft) im Kr. Neustadt als nordwestlichsten Punkt; von dort in südlicher Richtung über Laderholz und Steinhude zum Steinhuder Meer, weiter über Altenhagen und Waltringhausen bei Bad Nenndorf zum Westrande des Deisters, über Pohle und Bakede nach Hamelspringe am Nordostrande des Süntels, über Herkensen und Kl. Hilligsfeld nach Lafferde und Hajen am Ostufer der

Weser, dann den Weserbogen auf der Westseite des Stromes abschneidend über Ottenstein im Kr. Holzminden nach Polle, nun wieder auf der Ostseite der Weser über Reileifzen nach Derenthal am Westrande des Sollings und, erneut die Weser nach Westen überquerend, zwischen Reinhardswald und Diemeltal entlang über Hümme und Hofgeismar nach Holzhausen westlich von Hannoversch-Münden. Von dort scheint die Verbreitungsgrenze der Pfingstänger nach Osten umzubiegen, doch ließ sich auf der weiten Strecke von Münden bis Nordthüringen bisher nur Berge im Kr. Witzenhausen als einziger Richtungspunkt ermitteln. In Nordthüringen ist nach Wähler²⁾ die Grafschaft Hohnstein vor dem Südharz mit Pfingstängern, die dort „Pfingststrasen“ heißen, bei fast jedem Orte an unser Verbreitungsgebiet angeschlossen.

Es zeigt sich also bei den Pfingstängern wie auch sonst bei anderen Erscheinungen der Wort- und Flurnamengeographie, wie eng der sprachlich zu Niederdeutschland gehörende hessische Kreis Hofgeismar und der sprachlich wie politisch zu Thüringen gehörende Kreis Grafschaft Hohnstein mit dem ostfälisch-engriscen Kulturkreise verbunden sind. Inwieweit das östliche Westfalen mit den lippischen Kreisen Detmold und Lemgo und mit dem Kr. Höxter ebenfalls ganz oder teilweise zum Pfingstanger-Bereich gehört, muß einstweilen unentschieden bleiben, da ein Flurnamenbuch des Kr. Höxter meines Wissens bisher noch aussteht und das Lippische Flurnamenbuch von Preuß seinen Stoff allzu summarisch darbietet, als daß man sicher sein könnte, es gebe dort keine Flurnamen mit dem Bestimmungswort Pfingst-.

Über die frühere wirtschaftliche Nutzung der Pfingstänger finden sich in Quellen des 16.—18. Jahrhunderts aus der Grafschaft Wernigerode³⁾ und dem Hochstift Hildesheim⁴⁾ wie aus dem Herzogtum Braunschweig⁵⁾ weitgehend übereinstimmende Angaben. Danach wurden die vor der Separation als Teile der Allmende entweder einer einzigen Gemeinde gehörenden oder von mehreren umliegenden Gemeinden gemeinsam als Koppelweiden genutzten Pfingstänger schon bald nach Ostern „zugeschlagen“ und gehegt, also von der Beweidung ausgeschlossen, damit das Gras ungemindert bis Pfingsten heranwachsen konnte. Nachdem am ersten oder zweiten Pfingsttage der Anger als Festplatz für die Lustbarkeiten der Dorfgemeinden gedient hatte, wobei die jungen Leute Wettkämpfe und Spiele ausführten und die Älteren zuschauten, wurde das Gras wieder zur Beweidung freigegeben, und zwar zuerst für die Pferde, danach erst für Kühe und Schafe. Man darf wohl annehmen, daß bei diesem Verfahren weniger die Fürsorge für das Weidevieh ausschlaggebend war, das ja saftiges Frühjahrsgras auch auf anderen Ängern zur Genüge finden konnte, als vielmehr der Gedanke, den Rasen des Festplatzes bis Pfingsten so gleichmäßig dicht und sauber zu erhalten, wie es für Teilnehmer und Zuschauer der Wettkämpfe und Spiele wünschenswert erschien. Die Einrichtung der Pfingstänger in Ostfalen, Engern und Nordthüringen dürfte demnach ihren Ursprung nicht in wirtschaftlichen Notwendigkeiten gehabt haben, sondern im Brauchtum des Jahreslaufes und damit letzten Endes im kultischen Bereich. Dies führt uns in vorchristliche Zeiten zurück, und wenn auch der Name Pfingstanger wie der aus dem Griechischen entlehnte Name des Pfingstfestes selbst erst nach der Einführung des Christentums hierzulande aufgekommen sein kann, so ist die Sache doch sicherlich unter einem verschollenen älteren Namen schon lange vorher vorhanden gewesen. Darauf weist nicht nur die eigenartige landschaftliche Verbreitung der Pfingstänger hin, sondern auch die der auf ihnen durchgeführten Reiterwettkämpfe.



Fahnenjagen in Volkersheim, Kreis Gandersheim, 1952

2. Die Reiterwettkämpfe auf den Pfingstängern

Richard Andree hat zwar das Kranz- oder Ringstechen der bäuerlichen Reiter auf dem Pfingstanger, das im Braunschweigischen unter dem Namen „*Fahnenjagen*“ weit verbreitet war, in seiner „*Braunschweiger Volkskunde*“ ausführlich dargestellt ⁶⁾, doch sei der wesentliche Hergang dieses Wettkampfes für diejenigen, die jene Schilderung nicht kennen und nie einem Fahnenjagen beige-wohnt haben, hier noch einmal kurz beschrieben. Es ging darum, unter den unverheirateten jungen Männern des Dorfes den geschicktesten Reiter zu ermitteln, dem es am häufigsten gelang, bei mehreren Durchritten im Galopp durch ein zu diesem Zweck auf dem Pfingstanger errichtetes, mit Laub und Fahnen geschmücktes Holztor einen von dessen Querholm herabhängenden Kranz oder Ring mit einer Reitgerte herunterzustechen, wobei zur Erschwerung der Aufgabe

von Durchritt zu Durchritt ein immer kleinerer Ring gewählt wurde. Der Sieger erhielt von den auf einen Wagen zuschauenden Mädchen der jungen Gesellschaft als Preis eine den eisernen Wetterfahnen auf den Hausdächern ähnliche Holzfahne an langem Schaft, die bunt bemalt und mit seidenen Tüchern oder Bandschleifen behängt war und nach dem Fest vom „Fahnenkönig“ an der Außenwand seines Hauses zur bleibenden Erinnerung an seinen Sieg angenagelt wurde. Nicht wenige solcher Holzfahnen vom Fahnenjagen sind später in die Museen gelangt und dadurch vor der völligen Verwitterung bewahrt geblieben. Die älteste datierte unter denen, die im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum aufbewahrt werden, trägt die Jahreszahl 1832 und stammt aus Berklingen im Kr. Wolfenbüttel.

Wie lange vorher schon hierzulande Holzfahnen als Siegespreise beim Kranz- oder Ringstechen gebräuchlich waren, läßt sich leider nicht feststellen, da merkwürdigerweise das Wort „Fahnenjagen“ weder in Berichten noch in landesherrlichen Verordnungen aus dem frühen 19. Jahrhundert oder gar noch älterer Zeit erwähnt wird. Andree kannte nur solche Verordnungen von 1727 und 1745, in denen das Wettrennen der Pferdejugen mit den Pferden zu Pfingsten „in den Feldern und Wiesen“ unter Strafandrohung verboten wurde, und folgerte daraus, daß aus jenem Wettrennen erst später das Fahnenjagen hervorgegangen sei. Das trifft jedoch, was die Wettkampfform des Kranzstechens betrifft, sicher nicht zu, denn sie wird schon in einem plattdeutschen Glückwunschgedicht erwähnt, das dem Herzog August Wilhelm von Braunschweig anlässlich der Feier seines Geburtstages auf dem Lustschloß seiner Gemahlin Sophie zu Sophiental im Jahre 1728 von den dortigen Einwohnern dargebracht wurde⁷⁾. Es heißt darin:

*„Ay seihst doch hier de Buhren-Ritters an,
Se willt nahen Crantzze rönnen in de Wedde;
Wer de bäste is, geht mit de Büht darvan,
de Glückliche mit syner Bruht thau Bedde.“*

Auf hochdeutsch bedeutet das : „Ei seht doch hier die Bauernritter an, sie wollen nach dem Kranze rennen um die Wette; wer der Beste ist, geht mit der Beute davon, der Glückliche mit seiner Braut zu Bette.“ Damit wird angeteut, daß es bei dem Kranzstechen einen nicht näher bezeichneten Siegespreis zu erringen galt und daß mit dem körperlichen Leistungswettbewerb ursprünglich zugleich die Begründung einer geschlechtlichen Partnerschaft verbunden war. Ein Überrest dieses auf gesunde und leistungsfähige Nachkommenschaft gerichteten altbäuerlichen Zuchtwahldenkens wird noch in der Aufgabe der Fahnenjungfer beim Fahnenjagen sichtbar, die als Sprecherin der Mädchenschar dem Sieger die Holzfahne überreichte und danach seine Festpartnerin beim pfingstlichen Tanzvergnügen der jungen Gesellschaft wurde.

Wie die Andeutung des Brauchtums in jenem Glückwunschgedicht von 1728 weist auch die frühere weiträumige Verbreitung des Fahnenjagens in Ostfalen darauf hin, daß es schon lange vor dem 19. Jahrhundert bestanden haben muß. Durch Umfragen in 2 Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums von 1957 und 1962 stellte ich fest, daß das Fahnenjagen nicht nur im Kerngebiet des ehemaligen Herzogtums Braunschweig ausgeübt wurde, wie es nach Andrees „Braunschweiger Volkskunde“ den Anschein haben mochte, sondern auch in den östlich, nördlich und westlich anschließenden Nachbargebieten. Die 290 ermittelten Belegorte für das Fahnenjagen verteilen sich auf die Kreise

Haldensleben (1), Halberstadt (2), Wolfenbüttel (64), Helmstedt (32), Gifhorn (13), Braunschweig (41), Celle (1), Burgdorf (3), Peine (22), Stadt Salzgitter (12), Goslar (22), Gandersheim (19), Hildesheim-Marienburg (35), Alfeld (13), Hannover (3), Springe (2), Hameln-Pyrmont (3), Holzminden (6) und Osterode (1). Dazu kommen noch 66 ostfälische Belege aus den Orten, wo anstelle des Wortes *Fahnenjagen* mundartlich *Rinkstäken* = Ringstechen oder *Rinkrien* (-*räien*, -*röien* u. ä.) = Ringreiten gesagt wurde. Sie fanden sich in den Kreisen Staßfurt (1), Halberstadt (2), Wolfenbüttel (2), Helmstedt (1), Celle (4), Burgdorf (9), Hildesheim-Marienburg (3), Alfeld (6), Springe (6), Hannover (11), Neustadt (5), Schaumburg-Lippe (1), Grafschaft Schaumburg (1), Hameln-Pyrmont (7), Holzminden (4), Einbeck (3) und Blankenburg-West (1), also hauptsächlich am Nord- und Westrande des ostfälisch-engrischen Kulturkreises. Schließlich wurden auch 37 Orte ermittelt, in denen der Reiterwettkampf *Kranzjägen*, *Kranzstäken*, *Kranzrien* (-*räien*, -*raien*, -*röien*, -*roien*) oder *Kränzchenrien* hieß. Die letztgenannte Bezeichnung ist nur aus den Ämtern Vorsfelde und Calvörde im äußersten Nordosten unseres Untersuchungsgebietes überliefert. Im übrigen sind die Belege für Wortbildungen mit *Kranz-* oder *Kränzchen* weit verstreut über die Kreise Helmstedt (10), Gifhorn (1), Wolfenbüttel (1), Stadt Salzgitter (1), Goslar (2), Hildesheim-Marienburg (5), Gandersheim (5), Holzminden (1), Einbeck (4), Northeim (1), Osterode (3) und Zellerfeld (3).

Insgesamt ließ sich also der Brauch des Ring- oder Kranzstechens unter verschiedenen Namen noch in 393 ostfälischen und engrischen Orten nachweisen, wenn er auch zumeist nicht mehr ausgeübt wurde, sondern nur in der Erinnerung lebte. Der Rückgang dieser Reiterwettkämpfe war nicht erst eine Folge der Verdrängung der Pferde aus der landwirtschaftlichen Arbeitswelt durch die Zugmaschinen in der Gegenwart, sondern er setzte schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein, als im Zuge der Separation neben anderen bisherigen Gemeindefeldern auch viele Pflingstänger aufgeteilt und in Privatbesitz überführt wurden. Damit entfiel mehr und mehr die Möglichkeit, die Pflingstbräuche in alter Form am alten Platz fortzuführen. Wo nicht ausnahmsweise ein Gemeindeanger von der Teilung verschont blieb oder ein Ersatzgelände für den früheren Pflingstanger im Gemeinschaftsbesitz zur Verfügung stand, verschwanden zwangsläufig alle Lustbarkeiten der Dorfgemeinschaft, die man nur im Freien betreiben konnte, wie die österlichen Schlagballspiele, die Hammelläufe, das Vogelschießen und das Ring- oder Kranzstechen in den meisten Orten völlig aus dem öffentlichen Leben, wenn auch die Pflingstänger wenigstens als Flurnamen die Erinnerung an eine vielhundertjährige Überlieferung bewahrten. So erklärt es sich auch, daß die Zahl der ermittelten Pflingstänger (536) erheblich größer ist als die der nachweisbaren Orte mit Reiterwettkämpfen (393), während ihre Geltungsbereiche weitgehend miteinander übereinstimmen. Auch die Reiterwettkämpfe lassen sich nach Norden bis in die Kreise Gifhorn, Celle, Burgdorf und Neustadt, im Westen bis in die Kreise Schaumburg-Lippe, Grafschaft Schaumburg, Hameln-Pyrmont, Holzminden und Einbeck, im Süden bis zum Südrande des Harzes bei Lerbach und Walkenried verfolgen. Größere Maschen des Befragungsnetzes an seinem südlichen und östlichen Rande können andeutungsweise durch verstreute Nachrichten in älteren volkswissenschaftlichen Veröffentlichungen ausgefüllt werden. Erwähnt werden pflingstliche Reiterwettkämpfe in Göttingen-Grubenhagen bei Fredelsloh, Nörten, Seeburg, Förste und Laßfelde von K. Sohnrey^{7a)}, K. Wüsterfeld⁸⁾ und L. Wille⁹⁾, in Nordthüringen (Grafschaft Hohnstein und Hainleite) von

Kück-Sohnrey¹⁰⁾ und Wähler¹¹⁾, am Ostharz (Westerhausen, Preußisch Börnecke und Cochstedt) von L. Wille¹²⁾, im Kr. Calbe a. S. — jetzt Kr. Schönebeck — von E. Stegmann¹³⁾ und in der Altmark (5 Orte bei Obisfelde, Salzwedel und Osterburg) von Kuhn und Schwartz¹⁴⁾. Sehr weit von dem so umschriebenen ostfälisch-engrisc-nordthüringisch-altmärkischem Geltungsbereich der pfingstlichen Reiterwettkämpfe finden sich gleich oder ähnliche Pfingstbräuche erst wieder nach Mensing in Schleswig-Holstein¹⁵⁾ und nach Kleinath¹⁶⁾ in Württemberg. Wenn wir hier von Brandenburg und Pommern absehen, wohin die entsprechenden Bräuche im 12. Jahrhundert durch ostfälische oder holsteinische Siedler mitgebracht sein werden, so ergeben sich weiträumige Zusammenhänge stammesgeschichtlicher Art sowohl zwischen Schleswig-Holstein und dem Harzvorland wie auch zwischen diesem, das nördlich und südlich des Harzes noch im 6. Jahrhundert politisch im Thüringer Reich zusammengeschlossen war, und dem Schwabenlande, dessen alemannische Siedler im 3. Jahrhundert von der Mittelelbe über Thüringen und Mainfranken nach Südwestdeutschland gelangt waren.

Es ist daher gewiß nicht zu kühn anzunehmen, daß Reiterwettkämpfe im Brauchtum der Frühlingszeit hierzulande schon während der Völkerwanderung einen festen Platz hatten. Natürlich müssen nicht alle Spielregeln und Gegenstände des Wettkampfes, wie sie uns aus dem 19. oder frühen 20. Jahrhundert in mancherlei örtlichen Unterschieden überliefert sind, in so frühe Zeit zurückreichen. Sicherlich hat manches davon seine Ausprägung dem Vorbilde ritterlicher Turniergebräuche des Mittelalters zu verdanken, wie etwa die gespreizten Wechselreden zwischen dem „Fahnenjunker“ und dem „Offizier“ sowie zwischen beiden und dem Fuhrmann des Festwagens mit den Mädchen vor dem Auszug zum Pfingstanger, die R. Andree mitgeteilt hat, oder auch die Holzfahne als Siegeszeichen und vielleicht sogar der herabzustechende Ring. Eine Braunschweiger Goldschmiedearbeit aus dem 16. Jahrhundert, die sich im Schloß Rosenberg zu Kopenhagen befindet, zeigt z. B. einen höfisch gekleideten Reiter, der mit einer Turnierlanze nach einem zwischen zwei Pfosten aufgehängten Ring sticht, und eine ähnliche, mit dem braunschweigischen Wappen bemalte hölzerne Turnierlanze zum Ringstechen wohl aus dem 17. Jahrhundert im Braunschweigischen Landesmuseum stammt vermutlich vom Herzog August d. J. von Braunschweig. Aber auch jene ritterlichen Spiele sind zweifellos nicht erst im Mittelalter erfunden, sondern verfeinerte Fortbildungen altbäuerlicher Frühlingsbräuche, die ihren Ursprung in Vegetationskulten der Hirten haben. So bietet uns der Geltungsbereich der pfingstlichen Reiterwettkämpfe im ostfälisch-engrisc-nordthüringischen Raum wie die Verbreitung der Pfingstänger im gleichen Gebiet einen weiteren gewichtigen Hinweis neben zahlreichen anderen wortgeographischen Anhaltungspunkten für einen zusammengehörigen Kulturkreis rings um den Harz, der vor der Entstehung trennender mittelalterlicher Territorialgrenzen einmal eine stammesgeschichtlich bedingte politische Einheit gebildet hatte.

¹⁾ Werner Burghardt: Die Flurnamen Magdeburgs und des Kreises Wanzleben (= Bd. 41 der Mitteldeutschen Forschungen). Köln 1967. — ²⁾ Martin Wähler: Thüringer Volkskunde, 1940; hier S. 442. — ³⁾ Eduard Jacobs: Pfingstänger oder Pfingstwiesen am Nordharz (in: Zeitschr. des Harzvereins f. Geschichte u. Altertumskunde, 45. Jahrg. 1902, S. 253 ff.). — ⁴⁾ Franz Zobel: Die Pferdeweide im Hochstift Hildesheim (in: Zeitschr. „Die Spinnstube“, Jahrg. IV, 1927, S. 313 ff. u. 328 ff.). — ⁵⁾ Mechthild Wiswe: Die Flurnamen des Salzgittergebietes (= Bd. 17 der Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte). Braunschweig 1970; hier Stichwort „Pfingstkamp“ auf S. 335. — ⁶⁾ Richard Andree: Braunschweiger Volkskunde, 2. Aufl. 1901; hier S. 350 ff. — ⁷⁾ Borchling-Claußen,

Niederdeutsche Bibliographie Bd. II, Nr. 4088, Original in der Stadtbibliothek Braunschweig. — ^{7a)} Heinrich Sohnrey: Die Sollinger. 2. Aufl. 1936; hier S. 117 ff. — ⁸⁾ K. Wüsterfeld: Eichsfelder Volksleben. Duderstadt 1919; hier S. 108. — ⁹⁾ Louis Wille: Harzer Volkskunde I, Heft 8 (Sitte und Brauch im Jahreslauf). Magdeburg 1937; hier S. 58 f. — ¹⁰⁾ Eduard Kück und Heinrich Sohnrey: Feste und Spiele des deutschen Landvolkes. Berlin 1925; hier S. 170. — ¹¹⁾ a. a. O. wie ²⁾. — ¹²⁾ a. a. O. wie ⁹⁾. — ¹³⁾ Eduard Stegmann: Aus dem Volks- und Brauchtum Magdeburgs und der Börde. Magdeburg 1935; hier S. 74. — ¹⁴⁾ A. Kuhn u. W. Schwartz: Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. 1848; hier S. 381. — ¹⁵⁾ O. Mensing, Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. Bd. IV, 1941; hier Stichwort „Ringrieden“ auf Sp. 112 f. — ¹⁶⁾ W. Keinath: Orts- und Flurnamen in Württemberg. Stuttgart 1951; hier S. 195 f.

Johann Royer, 1574 - 1655

Fürstl. Gärtner im Schloß Hessen, 1607—1655

von Wilhelm Osterloh

Royer wuchs auf in den Wirren der Einführung der Reformation im Herzogtum Braunschweig, erlebte nach der Schlacht bei Lutter a. Bbge. von 1626 bis 1643 die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges und wurde durch seine für damals sagenhaft lange Lebenszeit und seine Werke zum wichtigen Zeugen seiner Zeit in geschichtlicher, geographischer, kulturgeschichtlicher und botanischer Hinsicht. Vier Braunschweiger Herzöge regierten in diesem Zeitraum:

Julius (1568—1589), der Körperbehinderte, war unter allen braunschweigischen Herzögen des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit der intelligenteste, fleißigste, vielseitigste und am meisten auf das Wohl des Landes bis zum Tode bedachte Herrscher. Unter Heinrich Julius (1589—1613) wurde Royer zu Michaelis 1607 fürstlicher Gärtner in Hessen.

Friedrich Ulrich (1613—1634) kümmert sich kaum um das Land. Durch Münzverschlechterung entsteht eine Inflation. Sein Haus stirbt aus, und das Land wird geteilt unter vier Vettern.

August der Jüngere (1635—1666) aus der Linie Dannenberg übernimmt 1635 das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel.

Die Burg Hessen diente den Herzoginnen Hedwig, Witwe von Julius, und Elisabeth, Witwe des Heinrich Julius, von 1589 bis 1602 bzw. 1613—1627 als Witwensitz.

Als Gärtner in Hessen wurde Royer also 1607 durch Elisabeth bestellt, diente ihr aber auch direkt von 1613 bis 1627.

Von 1607 bis 1655 entfaltete er, sicherlich begünstigt durch beste körperliche Konstitution, regen Geist, Fleiß, Zuverlässigkeit und ständig angespornt und anerkannt durch mehr als nur wohlwollende Vorgesetzte, eine außergewöhnliche Regsamkeit. Er lieferte nicht nur die bestallungsmäßig vorgeschriebenen Mengen an Obst, Gemüse, Blumen, Arznei- und Gewürzpflanzen, sorgte nicht nur für den Ankauf oder Tausch neuer Obstarten und Pflanzen, sondern begleitete gewiß den Herzog oder das Herzogspaar bei mancherlei Gelegenheiten, bestieg mit einem Herzogspaar den Brocken und mag den Herzoginnenwitwen vertrauenswürdiger Mittler zur Außenwelt gewesen sein.

In mehreren Schriften hinterließ er uns Aufzeichnungen über die damalige Pflanzenwelt seines weiteren Heimatraumes, die heute von höchstem Wert sind,

und zwar in gutem Deutsch. Eine kritische, aber sehr wohlwollende Würdigung dieser Arbeiten soll in einem der nächsten Hefte folgen.

Eine besondere Leistung vollbrachte er, als Herzogin Elisabeth, allgemeiner fürstlicher Mode folgend, in der Bestallung anordnete, daß er in Hessen einen Lustgarten anlegen sollte. Dieser Garten wurde später weithin berühmt.

Ein an den Lustgarten erinnerndes Epitaph mit zwei recht guten Gemälden in der Kirche zu Hessen setzte sich Royer bereits 1638. Hier hieß er Lustgärtner und Herbarist. Thöne schreibt 1968: ... Über einen Lustgarten ... liegen Nachrichten vor, da sein Schöpfer, der 1607 zum Gärtner bestellte Johann Royer, darüber schrieb: Beschreibung des gantzen Fürstl. Braunsch. Gartens zu Hessen (1648, 1651 und 1655 gedruckt, mit 15 Kupferstichen von Konrad Buno).

Dieser Lustgarten beim Schloß Hessen bestand aus 12 quadratischen, ornamentierten Blumenbeeten, mit Blumenwappen, einer aus Blumen bestehenden Sonnenuhr (1611) und geschnittenen Hecken. Umgeben von Laubengängen ..., berühmter Springbrunnen mit Bronzetieren (jetzt im Herzog Anton Ulrich-Museum) ... von Augsburger und Regensburger Kaufleuten für 8000 Taler erworbener Brunnen. Anderer Brunnen mit einer Lucretia vor dem Lusthause. Dazu Grotte mit Diana und Aktäon in Lebensgröße. Zum Garten gehörten Wasserscherze.

Royer schreibt von der Diana-Grotte:

„Dann so jemand hinein kömmet, diese schöne Bilder zu besehen, und man den Hahn umpdrehet, springet das Wasser unten auss der Erden anderthalb Mann hoch und auss allen Winkeln herfür, daß er pfütze nass wird ...“

Ferner heißt es von einem Messinghahn im Lusthaus:

„... wenn man den umpdrehet und nicht die rechte Weise weiss, wird man auch nass gemacht ...“

Woher kam das Wasser?

Royer: „Der Fallstein: Dass ist ein Wald nahe bey dem Fürstl. Hause Hessem gelegen, ziemlich breit und lang, reich an Wildwerck, Holtz und Kräuter, kurz vor demselben gegen den Fürstl. Hause warts entspringet ein schöner klarer gesunder Brunn auss dem Berge, der Heiligenbrunn genandt, welcher durch Röhren theils in den Platz, in die Küche und Brauhauß, so wol in die Meyerey und Schöfferey des Fürstl. Schlosses allhier, theils in den Fürstl. Lust-Garten zu unterschiedlichen Wasser Künsten geführt wird.“

Aus eigener Anschauung von 1933 bis 1941 berichte ich: Am Nordostrande des Großen Fallsteins über Hessen entspringt eine starke, schon lange nicht mehr sichtbare Quelle in einem feuchten, schluchtartigen Waldteil mit üppiger Flora. Ihr Wasser wird etwas abwärts im Wasserbehälter gesammelt und dient der Wasserversorgung Hessens. In ganz alten Zeiten, vor Royer, floß das Wasser als Bach dem Orte zu und mündete in die Hessener Aue, die, aus dem Harzvorland kommend, bald in den Schiffgraben mündet. Der Bach hieß, und so heißt noch jetzt eine Straße am Nordwestrande Hessens, „Hillenbeeke“ (= schneller Bach). Um 1600 mag sein Wasser bereits in Röhren geflossen sein. Ein Teil des vom Fallstein her in die Aue gelangenden Wassers besteht aus den Abwässern Hessens. Die Aue, ein recht idyllischer Bach, kann auch anders sein. 1940, nach einem Unwetter im Vorharz, wurde sie so gewalttätig, daß nicht nur die Felder und Gärten beiderseits verwüstet wurden, sondern der große Schützenplatz („Teichwiese“) wurde überschwemmt, das Wasser staute sich an der Leipziger

Straße, überflutete sie und setzte den „Amtsgarten“ (Royers ehemalige Wirkungsstätte) tagelang unter Wasser.

Der in Jahrzehntausenden abgesetzte Alluvial- und Diluvialboden der Aueniederung, der sowieso fruchtbar ist, wurde durch den Kalk- und Lehmgehalt der vom Fallstein kommenden Wasser noch verbessert. Das kam Royers Werk zugute.

Der „Amtsgarten“ erhielt seinen Namen nach der Umwandlung des herzoglichen Besitzes in eine Staatsdomäne. Ihr letzter Pächter war Karl-Heinrich von Schwartz. Im Zuge der Bodenreform nach 1945 wurde sie aufgelöst. Zu meiner Zeit war der Garten noch außerordentlich artenreich und farbenprächtig. Ein Schloßturn wurde nach 1945 abgetragen.

Aus der nach damaliger Sitte langatmigen Bestallungsurkunde Royers nun einiges kulturgeschichtlich Interessantes.

„Ich Johan Royer bekenne hiemit und gegen allermenniglich offenbahr,, das die Durchlauchtigste Hochgeborene Fürstin und Fraw Fraw Elisabeth geborene aus Königlichem stamb Dennemargk, Hertzogin zu Braunschweig und Lüneburg, meine gnedigste Fürstin und Fraw, mich vor I G. frch.¹⁾ Gärtner für Heßen bestaldt . . .

Von Gottes gnaden Wir Elisabeth geboren aus Königlichem stamb . . . thue hiemit vor Uns, Unsern Erben und menniglich bekennen, daß Wir Unsern lieben getreuen Johan Royern vor Unsern Gärtner in Unsern Lustgarten zu Heßen bestaldt . . . kraft dieses Briefes derogestaldt kund, als das Uns und Unsern Erben er getreu und holdt sey . . . Unsern Haupt- und Ambtmann für Heßen, so ihm Unserntwegen etwas befehlen, gehorsamb geben . . . und nicht alle vier Wochen neue gesellen annehmen, sondern dieselben, wan guthe gesellen vorhanden, nicht ohne Unser oder Unsers Haupt- . . . wissen orläuben²⁾, . . . insonderheit Unsern lustgarten, welcher allerwerts³⁾ ins werk gerichtet, weiter volnziehen, denselben mit ordentlichen gängen und guthen ranckenwerk mit allerley lustigen häcken bepflanzen . . . wie bei andern Chur- und Fürsten und an andern örtern gebräuchlich . . . das Wir sommerzeit zu Unserer gelegenheit Unsere Fürstliche Taffell darin haben . . . befeleißigen, das er von allerley wollnschmeckenden obstbäumen auf wilde art pothen⁴⁾ und pflanzen, auch Unsern gewürtz-, kräuter- und baumgarten, sowie jehrlich zu Unserer Fürstlichen Hofhaltung und Apoteken von allerley bepflanzen kräutern halten müssen . . . insonderheit, das ihm etwas an frembden Kräutern, Sahmen, wolschmeckenden Obstbäumen und Pothen, welche dieses orts nicht gebräuchlich, gegeben wurde und an andern orthen zu bekommen, wollen Wir jedesmalss nach gelegenheit der zeit die Vorsehung thun lassen, das die auf Unsere Unkosten Verschaffet . . . zusagen Wir ihm alle Jahr . . . solange diese Unsere Bestallung bey ihm unabgefordert, dreissig Taler, und zween gesellen einen jeden für Besoldung zehen gulden Müntz, Ihm zur Kleidung zwanzig gulden Müntz, und einem jeden seiner gesellen acht gulden Müntz, halb auf Weihnachten und die andere helfte auf Trinitatis⁵⁾, dazu Ihm zu seiner Haushaltung zum Deputat zwey scheffell roggen, zwey scheffell gersten, und darzu zwei Stöppelschweine⁶⁾, item Ihme und seinen beiden gesellen den freien Tisch zu Hoofe, jedoch dergestaldt, das er vor Sein Person auf Unserem Hause Kosten alle mahlzeit essen, und zwischen den mahlzeiten den tag über ein Stübichen Bier haben soll, die beiden gesellen aber sollen teglich hinunter gespeisst⁷⁾ und jedem alle Mahlzeit ein halbstübichen Bier gegeben werden.

Dagegen hat er sich Verpflichtet und an Eidts stadt angelobet, Uns und den Unsrigen getreu und holdt zu sein . . .

Des zu Urkunt haben Wir diese Bestallung heut eigen hendig Unterschrieben und dieselbe mit Unsern Fürstlichen Sigull bedrucken lassen. So geschehen und geben Wolfenbüttel am Tag Michaälis Anno Ein Tausend Sechshundert und Sieben. Demnach verpflichte Ich mich hiemit bey meinen ehren und wahren worthen, obgesagter Fürstlicher Bestallung in allen ihren clausuln und articuln mit höchsten getreuen Vleiß nachzusetzen, auch deren inhalt hinwieder gewerthig zu sein.

Dess zur Urkunt ich mich eigen Henden unterschrieben, und mein gewöhnliches Peifschafft⁸⁾ aufs Spatium⁹⁾ gedruckt. So geschehen und geben wie oben

Johan Royer in magel meinnes
peischafft mein eigen Handt

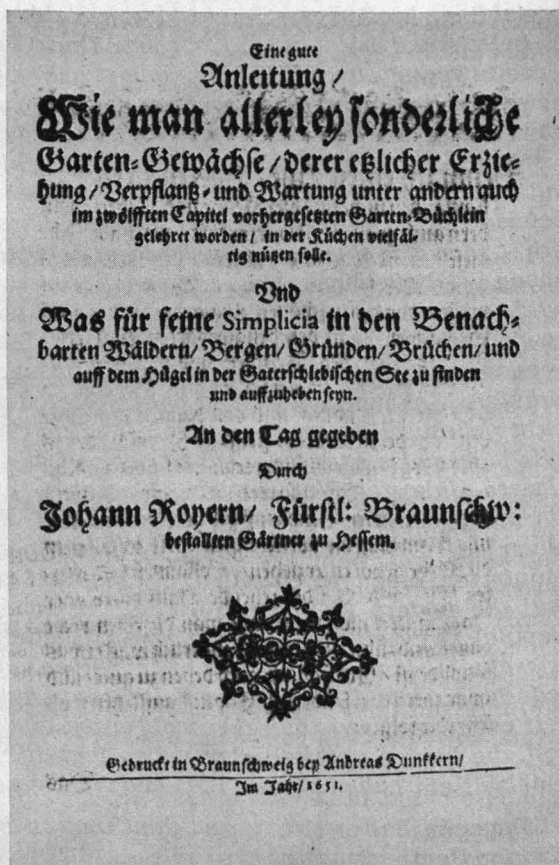
Soweit die Urkunde.

Was bedeuteten 30 Taler? Der Taler hatte 1624 36 Mariengroschen. Royer bekam also jährlich 1080 Mariengroschen. Der Tagelohn in den Stadtbraunschweiger Steinbrüchen bei Groß-Rhode (Ampleber Kuhle) betrug um 1600 für den Meister sechs Groschen, den Arbeiter etwa vier Groschen¹⁰⁾.

Danach wäre Royer mäßig besoldet worden. Er bekam indes ständig einen namhaften Zuschuß zur Kleidung, hatte freie Verpflegung, erhielt Naturalien sowie jährlich zwei Schweine. Entsprechend den damaligen sehr bescheidenen Ansprüchen stand er sich somit recht gut. Sonderzuweisungen für Sonderleistungen oder als Anerkennung, Patenschaften für seine Kinder durch die „Herrschaft“ waren durchaus denkbar. Immerhin konnte er sich das Epitaph finanziell leisten.

Für geschichtlich Interessierte sei noch gesagt: Im Raum der Fallsteine kamen 1941 die bisher preußischen Orte Hornburg und Rocklum zu Braunschweig, die bisher braunschweigischen Orte Pabstorf und Hessen zu Preußen. Der Schwarze Herzog Friedrich Wilhelm lagerte 1809 mit seinem Freikorps, von Böhmen kommend, nach der Einnahme Halberstadts auf dem Weitemarsch nach Braunschweig in Hessen am Steintor.

¹⁾ Ihre Gnaden fürstlichen Gärtnern. - ²⁾ urlauben = entlassen. - ³⁾ überall (bei anderen Schlössern). - ⁴⁾ veredeln. - ⁵⁾ Sonntag nach Pfingsten. - ⁶⁾ Herbstschweine. - ⁷⁾ in der Gesindestube. - ⁸⁾ Petschaft = Siegel. - ⁹⁾ Zwischenraum. - ¹⁰⁾ nach Röhr: Der Elm S. 17.



Probleme der Wasserversorgung des Riddagshäuser Teichgebietes

von Heinz Eichhorn

Auf den ersten Blick mag es wenig sinnvoll erscheinen, sich Gedanken zu machen über den Wasserhaushalt größerer Teiche, die in einem früher ausgedehnten und stets wasserreichen Sumpf- und Bruchgebiet entstanden sind. Es ist hierbei besonders gedacht an das Verhältnis zwischen Zufluß, Verdunstung und Ablauf, an die Wasserqualität und an das durch die zunehmende Verlandung beachtliche Schrumpfen von elf Teichen, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts mit insgesamt 135 Hektar Fläche noch einen um etwa 40 Hektar größeren Bereich deckten als heute.

Die nachfolgenden Ausführungen möchten daher beweisen, daß bei dem Bemühen um die Erhaltung der Riddagshäuser Landschaft auch in unserer Zeit die Probleme der Wasserversorgung des Teichgebietes immer wieder gewissenhaft durchdacht werden müssen.

Man kann diese Fragen nicht leichtfertig mit dem Hinweis abtun, es handele sich hier lediglich um Himmelsteiche, um Wasserflächen, die vornehmlich durch Niederschlagswasser gespeist würden, die Regulierung habe die Natur seit nahezu tausend Jahren ohne Zutun des Menschen besorgt, und dabei möge es auch künftig bleiben.

Es sei hier zunächst auf die Lage dieses Gebietes zwischen einer nördlichen Grundmoränenschwelle und der Jurascholle im Süden verwiesen. Die Kulturarbeit der Mönche, vor allem ihre geschickte Ausnutzung jenes von der Gemarkung Weddel bis an die Wabe streichenden Talzuges für die Schaffung von Dämmen und Stauteichen läßt klar erkennen, daß die Frage der Wasserversorgung der Teiche schon von den Zisterziensern gründlich überlegt und klug durchdacht sein mußte. — Die großen Erfolge des Ordens bei seinen jahrhundertelangen Kultivierungsarbeiten und die beispielhafte Lösung selbst schwieriger wasserbautechnischer Fragen sollte auch der Mensch des modernen Industriezeitalters stets respektvoll anerkennen.

Die Pächter der Domäne Riddagshausen erhielten vor etwa 120 Jahren das verbriefte Recht, das Wasser des Weddeler Grabens durch zwei schwere Holztore zu stauen.

Diese Vorrichtungen sicherten bisher durchweg ohne besondere Schwierigkeiten den variablen Wasserzufluß aus dem östlichen Vorland vor allem für den Schapenbruch- und den Kreuzteich, wenn auch die Konzession des Landesherrn nacheinander durch das Braunschweiger Wasserrecht von 1851 und 1876 sowie durch die neuen Rechtsverhältnisse als Folge des Niedersächsischen Wassergesetzes vom 7. Juli 1960 abgelöst wurde.

Gleichwohl konnte in Dürrejahren die Speisung der Teiche durch den Weddeler Graben nicht immer als ausreichend angesehen werden. Außerdem wurde

wiederholt beobachtet, daß dieser seither verhältnismäßig sauberes Wasser führende Zulauf neuerdings gelegentlich stark verschmutzt ist und damit gleichfalls für den Fischereibetrieb eine ernste Gefahr werden kann. —

Erst als in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das ostwärts des Schapenbruchteiches gelegene Sumpfgebiet nun der Gemeinde Schapen überlassen wurde, zog man als neue Grenze den sogenannten Schapener Graben, dessen Wasser übrigens unterhalb des Stauwehres gleichfalls in den Weddeler Graben einmündet. — Dieser Hinweis ist wichtig, da immer wieder behauptet wird, beide Gräben würden seit Jahrhunderten schon die Teiche speisen, obwohl der Schapener Graben durch die erwähnte Grenzziehung überhaupt erst Wasser führt.

Außerdem ist in diesem Zusammenhang zu ergänzen, daß durch einen kleinen Kanal, der das Teichgebiet mit der Wabe verbindet, ebenfalls Wasser für die Bespannung der Teiche zusätzlich herangeführt werden kann. In ausgesprochenen Trockenzeiten dürfte diesem, aus dem nahen Elme stammenden Wabewasser eine besondere Bedeutung zukommen, und es sei auch hier die Forderung unterstrichen, die Qualität dieses Wassers durch Verbesserung der Kläranlagen am Oberlauf der Wabe nicht nur zu erhalten, sondern — wenn irgend möglich — noch zu heben.

Der hohe Wert des Wabewassers muß hier durch einige weitere Hinweise unterstrichen werden. In den nächsten Jahren wird es sich kaum vermeiden lassen, daß infolge des wachsenden Trinkwasserbedarfs der Bau zusätzlicher Einrichtungen zur Entnahme von Wasser schon im Bereich der Wabequellen notwendig sein wird. Diese Maßnahmen müssen sich nachteilig sowohl auf die Wasserführung als auch auf die Wasserqualität der Wabe auswirken.

Zwangsläufig wird der Wabefluß durch eine weitere Entnahme von Quellwasser besonders in seinem Unterlauf einen stärkeren Verschmutzungsgrad erhalten, weil der Zulauf mehr oder weniger geklärter Abwässer dagegen ständig zunimmt. — Dennoch bleibt die Wabe vor allem für Notzeiten ein nicht zu unterschätzendes Wasserreservoir für das Riddagshäuser Naturschutzgebiet, dem für die Einwohner des Großraumes Braunschweig ein immer höher veranschlagter Erholungswert zukommt.

Deswegen zwingen jene Gründe sowie die Belange der Fischzucht dazu, die Beibehaltung der alten Wasserrechte, des Stauens und der Ableitung von Wabewasser im Teichgebiet, vorsorglich auch nach dem Niedersächsischen Wassergesetz am besten durch die Eintragung in das Wasserbuch für alle Zukunft ohne jede Einschränkung sicherzustellen.

Selbstverständlich hängt damit zusammen, gleichfalls die zwischen der Klostermauer und dem Neuebleeksteich geschaffene Rohrleitung und ihre Kontrollschächte ständig betriebsbereit zu halten. Diese Forderung kann nicht mit dem Pseudoargument entkräftet werden, dem möglichen Wasserzufluß aus der Wabe käme nur eine unbedeutende Funktion zu.

Richtig ist vielmehr, daß bei einer Entnahme von nur 35 Liter je Sekunde dem Teichgebiet allein durch diese Zusatzspeisung in einem Monat immerhin mehr als 90 000 Kubikmeter Wabewasser zufließen würden. Mit dieser Wassermenge ließe sich in Dürrezeiten ohne Zweifel zumindest ein Teil des durch Verdunstung und Versickern entstehenden Wasserverlustes mühelos ausgleichen.

Auch die regulierende Funktion der Wabe für den unten beschriebenen Abfluß der miteinander verbundenen Teiche darf nie unterschätzt werden. Schon ein flüchtiger Blick auf die Karte beweist, daß der Wasserspiegel der Teiche von Ost nach West zum Teil um mehrere Dezimeter voneinander differiert. So wird auf städtischen Plänen die Höhe über Normalnull im Schapenbruchteich mit 75,5 Meter, im Kreuzteich dagegen nur mit 75,3 Meter angegeben.

An diese Fakten ist zu erinnern, weil das Wachstum der Stadt Braunschweig, die ständige Anlage von Neusiedlungen im Bereich der Randgemeinden des Naturschutzgebietes und nicht zuletzt auch die Folgen der Verlandung weitere empfindliche Nachteile für die Wasserversorgung bringen müssen. Hierbei ist weniger an die Probleme der Abwasserbeseitigung gedacht, als an die immer wieder verfolgten Pläne einer möglichen Senkung des Teich- und Grundwasserspiegels.

Biologen und Wasserfachleute warnen permanent vor den Konsequenzen solcher Eingriffe, mit denen das Schicksal des Riddagshäuser Teichgebietes untrennbar verknüpft bleibt. Es ist unverantwortlich, Abwässer in das Naturschutzgebiet zu leiten und gleichzeitig Überlegungen anzustellen, den Wasserspiegel aus angeblich wirtschaftlichen Gründen zu senken. — Auch das Argument, ein zu hoher Wasserstand würde wertvollen Baumbestand gefährden, ist nicht stichhaltig. Am Schapenbruchteich bleibt durch eine Freirinne garantiert, eventuell zu hoch gestautes Wasser sogleich wieder über den Fischergraben in den Unterlauf der Wabe abfließen zu lassen.

Infolgedessen sind die ständige Kontrolle der Vorfluter und die regelmäßige Überprüfung der Sperrschieber, im Volksmund kurz „Mönche“ genannt, gleichfalls zwingend notwendig. Unlängst war es dem Fischmeister nicht möglich, das Wasser des Kreuzteiches abzulassen, da Schieber und Durchlaß am Messeweg verstopft waren. Die Zunahme des Straßenverkehrs, vor allem die Belastung der Fahrbahn durch schwere Fahrzeuge in den letzten Jahren sowie das Eindringen von Pappelwurzeln hatten den Abfluß beschädigt. Bei den schwierigen Ausbesserungsarbeiten entdeckte man unter dem Straßenzug noch einen alten, hölzernen Röhrenstrang sowie Teile einer nicht ungefährlichen Ablaufrinne, die sich abströmendes Wasser neben dem eigentlichen Durchlaß unter dem viel befahrenen Messeweg bereits selbst ausgespült hatte.

Nur scheinbar unbemerkt droht den Riddagshäuser Teichen eine neue Gefahr. Unterirdische Zuflüsse des Naturschutzgebietes aus dem Bereich Volkmarode/Schapen sind seit einiger Zeit versiegt, da das biologisch hochwertige Grundwasser aus der großen Baustelle Schulzentrum Volkmarode nicht etwa den Riddagshäuser Teichen zugeführt, sondern über die schon angesprochene Grundmoränenschwelle im Norden umständlich hinweggepumpt, in den Sandbach geleitet wird und damit in die Schunter gelangt.

Sollten außerdem durch größere Straßen- und Industriebauten sowie durch weitflächige Streusiedlungen im Osten Riddagshausens, dem Kerngebiet der Wasserversorgung des Naturschutzgebietes, weitere Einbußen in hydrogeologischer Hinsicht entstehen, so dürften die Folgen für die Teichlandschaft schon in absehbarer Zeit nicht mehr wiedergutzumachen sein.

Diese Eingriffe würden das Ende der einmaligen Fauna und Flora Riddagshausens mit seinen 161 brütenden Vogelarten und mehr als 700 Vertretern der Pflanzenwelt für immer besiegeln.

Neufestsetzung des Mitgliedsbeitrages zum Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Da die Gesteungskosten der Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ infolge der fortschreitenden Erhöhungen der Papierpreise und der Löhne im Druckgewerbe gegenüber den Vorjahren erheblich angestiegen sind, sah sich der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz auf der Jahreshauptversammlung der Mitglieder am 29. März 1973 genötigt, den Jahresbeitrag für Einzelmitglieder auf 18,—DM zu erhöhen. Es handelte sich hierbei um eine Neufestsetzung des Mindesttrichsatzes. Dabei wurde von vielen Seiten die Hoffnung ausgesprochen, daß die Mitglieder, denen es ihre Einkommensverhältnisse gestatten, wie bisher über den Richtsatz hinaus nach eigener Einschätzung freiwillig einen höheren Beitrag leisten, um die Herstellung der Vereinsdrucksachen in der gewohnten Art auch fernerhin zu gewährleisten.

Bei dieser Gelegenheit wurde einstimmig beschlossen, daß solche Mitglieder, die 2 Jahre hindurch trotz wiederholter Mahnung keine Beiträge gezahlt haben, stillschweigend aus der Mitgliederkartei gestrichen und nicht mehr mit der Vereinszeitschrift und anderen Drucksachen beliefert werden.

Neues heimatliches Schrifttum

Rauls, W.: Geschichte der Familie v. Elze/Campe. Herausgeber: von Campe'sche Familienstiftung 1972, Holzminden, Weserland-Verlag K. G., 80 S.

Nachdem der Verfasser bereits vor einigen Jahren eine systematische Geschichte des Dorfes Deensen herausgegeben hatte, erschien nun ein Buch über das Geschlecht v. Elze/v. Campe. W. Rauls, Propst i. R. ist dafür bekannt, daß er seine geschichtlichen Nachforschungen sehr sorgfältig anstellt und nur das für seine Arbeit verwendet, das sich urkundlich belegen läßt. So gibt dieses Buch einen durchaus interessanten Einblick, begonnen mit dem Ursprung

des Geschlechtes, das ursprünglich v. Elze hieß. Erst im 14. Jahrhundert gaben einige Angehörige der Familie diesen Namen auf und nannten sich von Campe. Daher trägt auch der Titel des Buches den Doppelnamen. In allen Einzelheiten wird zunächst der Stamm von Elze und dann der von Campe in genealogischer und kulturgeschichtlicher Form dargestellt. Aufstieg und Krisenzeiten wechseln auch hier miteinander.

Das Buch enthält ferner, gewissermaßen zur Vervollständigung einen Anhang: Zur älteren Genealogie des Geschlechtes von Campe, ehemals genannt von Elze. Von Ed. de Lorme, Berlin 1929.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

59. Jahrgang

Dezember 1973

Heft 3/4

Uralte Böden zwischen Elm und Aller

von Otto Klages

Die Wissenschaft gedeiht nur dann,
wenn sie ihrer Selbst wegen geliebt und gepflegt wird.

Friedrich Adolf Roemer.

Altmeister der Geologie und der Paläontologie des Harzgebietes

Da saß mir ein alter Sammler gegenüber, ein Mineralien- und Petrefakten-sammler, auf einer geologischen Tagung in Heidelberg. Ein weitbekannter Präparator von Bundenbacher Platten aus dem Devon des Hunsrück. Ein Johann Fath aus Weinheim an der Bergstraße, überzeugt und eingebildet vom Reichtum an geologischen Schätzen seiner Heimat, seines Süddeutschlands. Wir lernten uns kennen, er wußte Königsutter am Elm nicht unterzubringen und als ich ihm dann sagte, die alte Stadt läge nicht weit von Wolfsburg entfernt, war alles in bester Ordnung. Zugleich ging aber auch ein bedauernswertes Lächeln über sein Gesicht mit der Erklärung, daß ich dann leider in einem Lande leben müßte, wo in geologischer Hinsicht nicht viel zu finden wäre. An diesem Tag gehörte er zu den Menschen, die überzeugt davon waren, daß ihr Städtchen der Mittelpunkt der Erde sei. Wir wurden Freunde und der alte Sammler besuchte mich Jahr für Jahr viele Wochen. Er lernte unsere Heimat besser kennen als seine eigene und schrieb zuletzt in mein Gästebuch „Gegen meine Heimat, lieber Otto, ist Deine Heimat ein geologisches, paläontologisches Paradies“. Mehr kann man nicht verlangen. Er wurde ein Verkünder unserer geologischen Großartigkeit in seiner süddeutschen Heimat und jetzt kommen die Sammler in Scharen auch von dort, um das Land im Norden Deutschlands abzusuchen nach Fossilien, Mineralien und Gesteinen mit denen wir aufwarten können aus vielen, nein nicht vielen, aus allen Formationen der Erde.

Als er vor 20 Jahren zum ersten Mal zu mir kam, mußte ich ihn einführen in eine für ihn völlig fremde Landschaft. Das ist nicht leicht, besonders für ein Gebiet, das im geologischen Sinne so verwickelt ist, wie das nördliche Harzvorland. Die Braunschweigischen Braunkohlenbergwerke in Helmstedt besitzen die Karte der Tektonik des subhercynen Beckens, entworfen von P. Wohlstedt, die mir in solchen Fällen oft zur Hilfe kam. Die Direktion der Werke stellten mir später Drucke dieser Karte zur Verfügung, und nun hatte ich es leicht, meinen vielen Besuchern eine bildliche Einführung zu geben. (Sie ist auch diesem Aufsatz beigelegt, und erspart mir viele Erklärungen.) Ich möchte an dieser Stelle der Leitung der BKB herzlichst danken. Vor etwa 10 Jahren hatte ich die Ehre eine geologische Exkursion der Nederlandse Geologische Vereniging Oldenzaal sechs

Tage in unserer Heimat zu leiten. Da war diese Karte unentbehrlich, und ungeheuerlich war die Freude, so eingeführt werden zu können, ganz besonders für Einwohner eines Landes, dessen geologischer Aufbau wesentlich einfacher ist.

So lag mir viel daran, meinem Besucher einen Überblick über unser Gebiet zu geben, das nachhaltig, ja unvergeßlich sein mußte. Da das Wetter herrliche Fernsicht bot, unternahmen wir zuerst eine Autoreise zu einigen markanten Punkten. Das waren der Windmühlenberg unweit Wolfsburg, der Neindorfer Sattel, die Höhe von Rottorf am Klei, die Helmstedt Höhe am Lappwald, der Elmrand oberhalb Schöningens und Schöppenstedts, der Galgenberg bei Klein-Vahlberg an der Asse und der Heeseberg bei Jerxheim. Diese Rundblicke geben ein plastisches Bild der Heimaterde, und immer ist bei guter Fernsicht zu sehen der Beherrscher unserer Heimat, der gewaltige Dom des Brockens mit seiner Höhe von 1142 m. Der gewaltige Berg unter den vielen Riesen des Harzes steigt wie eine Bastion im Flachland auf und schuf das nördliche Harzvorland, eben das Subherzyne Becken, benannt nach lat. *Herzynia silva*, Waldgebirge des Harzes. Ein uraltes Gebirge mit Gesteinsschichten, die bis in das Ordogot bei Bad Lauterberg nachweisbar sind durch Graptolithenfunde, Tiere, die aus der Klasse der Pterobranchier stammen könnten und vor etwa 500 Millionen Jahren gelebt haben. Der Brocken selbst ist ein Granit-Dom, ein Tiefengestein aus Feldspat, Quarz und Glimmer, ein Kind der Oberkarbonzeit über 300 Millionen Jahre alt. Das in der Tiefe stehende Magma drang bis zur Erdrinde empor und erstarrte zu Brockengranit. In dieser Zeit entstanden wohl auch die Erzlager des Harzes, die seit über 1000 Jahren aus der Tiefe geholt werden. So gibt uns das Subherzyne Becken, einschließlich des Harzes die Möglichkeit in allen Formationen der Erde Fossilien sammeln zu können. Quartär, Tertiär, Kreide, Jura, Trias, Perm, Karbon, Devon und Silur stehen an und das noch fehlende Kambrium schafften uns die Gletscher der Eiszeit vor die Tür. Zwischen diesem Material finden wir die noch fehlenden Vertreter des Kambriums, und so können wir behaupten komplett zu sein. Ein Wunder auf so eng begrenztem Raum.

Das konnte mein Besucher aus Weinheim nicht begreifen, und so verlangte Johann Fath nach Beweisen. Diesen Beweis blieb ich ihm nicht schuldig. Ich hatte ihm viel versprochen. Fossilien aus allen Formationen, Mineralien und Gesteine, Pseudofossilien und verformte, bearbeitete Steine vom Gletschereis, Wind- und Sandgebläse, und Gesteine aus neuester Zeit, wie sie heute unter unseren Augen entstehen. Also beginnen wir.

Da wäre zuerst die Zeit, in der wir leben, das *Holo z ä n*, oder wie wir früher sagten, das *Alluvium*. Es ist die Zeit der geologischen Gegenwart und stammten die Ablagerungen aus dem Zeitraum seit dem Verschwinden des Inlandeises aus Norddeutschland. Das Regen- und Quellwasser vereinigt sich über Bäche und Flüßchen zur *Aller*, die einst die gewaltigen Mengen des aufgetauten Eises in sich als Urstromtal aufnahm. Eine bedeutende Rolle spielten und spielen in unserer Zeit die Flüßchen *Lutter* und *Wabe*, die über die *Schunter* zur *Oker* entwässern, um in der *Aller* zu landen. Diese beiden Flüßchen, *Lutter* und *Wabe*, sind die Verantwortlichen für große Kalktufflager in *Königslutter* und *Lucklum*. Das Kalktufflager von *Königslutter* besitzt Mächtigkeiten bis zu 8 Meter, durchschnittlich jedoch etwa 2—3 Meter. Auch im Raum *Wolfsburg* besitzen wir diese jungen Bildungen, die Quellen aus dem Weißjurakalk des Clieversberg haben sie geschaffen. Am Osthang des *Clieversberg* wurde der Kalktuff früher zum Mergeln der Felder ausgenutzt. Auch an der Quelle im Elm, oberhalb des

Dorfes *Bornum*, 4 km von Königsutter entfernt, besteht ein Kalktufflager, das für den Sammler besondere Freude und Genuß bereiten kann. Das Buchenlaub muß abgegraben werden, auch Röhricht und Gestrüpp, um zu den Kalktuffschichten zu gelangen. Dann muß vorsichtig der frische Kalksinter abgehoben werden und zum Vorschein kommen die jüngsten Fossilien. Sind es schon Versteinerungen? Hier sind Buchenblätter, kleine Zweige und Ästchen mit Sinterkalk überzogen worden, zum Teil ist die Zellulose der Blätter und das Holz der Zweige und Ästchen noch zu erkennen. Ein herrliches Lehrbild der Natur, das sich hier vor unseren Augen abspielt! Alles ist noch jung und mürbe, ja, sehr zerbrechlich. Da ist es anders in *Königsutter*. Schon in 1,90 Meter Tiefe



Das Reitlingstal im Elm

erreichen wir unter unseren Straßen und Häusern den Kalksinter, hart, ja zu Stein geworden. Hier können wir ganze Platten abheben mit den fossilen Blättern der grauen Weide (Aschweide) *Salix cineria* L. und des Haselnußstrauches *Corylus avellane* L. Ganz prächtig sind sie von der Natur konserviert. Aber auch viele Vertreter der Fauna sind vorhanden, Schildkrötenreste, Zähne vom Höhlenpferd, Bär und Rhinoceros. Ebenso viele Schnecken und Muscheln. Dann kommen seltsame Steine zum Vorschein. Kreuz und quer liegen durcheinander Röhren und Röhrchen, und der Neuling schüttelt den Kopf. Dabei ist die Erklärung so einfach. Das war ein Haufwerk von Hölzern und Reisig, das der Kalksinter überzog. Das Holz faulte heraus, und die Kalkröhrchen blieben übrig zum Röhrentuff. Meisterwerke der Natur sind hier entstanden, die jedem Künstler zur Anregung dienen können. Viele Kalksinter haben eine wellige, kugelige Oberfläche und werden dann Blumenkohlsinter genannt. Der krümelige Kalktuff hieß auch

Scheuersand, weil er früher zum Scheuern von Holzgegenständen benutzt wurde. Der Kalktuff ist noch jung, nach Geologischer Zeitrechnung wohl erst vor 5 Minuten entstanden, nach Menschenzeitrechnung, als oberes Quartär, etwa 8 bis 10 Tausend Jahre alt. Hier beginnt der Streit der Gelehrten. Der Kalksinter entsteht noch heute, das beweist die Quelle von Bornum, und könnte wohl bis in das untere Quartär, das Pleistozän, hinabreichen. In einigen Steinbrüchen des Elms, besonders im *Drachenberg*, befanden sich Höhlen. Diese zeigten von der Decke hängend Stalaktiten und vom Boden aus wachsende Stalagmiten, sogenannte Tropfsteine aus Kalkspat. Auch diese entstehen noch zur Zeit und bilden eine Zierde in jeder guten Gesteinssammlung. Das kann man aber nicht sagen von einer alten Rennofenschlacke unserer Vorfahren, die Toneisensteine verhütteten zur Gewinnung von Eisen. Diese braunschwarzen, glasigen Steine liegen besonders häufig in der Umgebung von *Lehre* und haben schon manchen Sammler verhöhnt, weil sie glaubten, einen Meteoriten gefunden zu haben. Anstehendes Raseneisenerz, Ortstein und Torf möchte ich nicht unerwähnt lassen. Das ist das Holozän. Staunend sprach es der alte Freund aus Weinheim aus. Da bin ich ja mehr als gespannt auf das Pleistozän. Das darfst du sein, denn der nächste Schritt geht etwas tiefer.

Da käme nun das Pleistozän oder wie es früher genannt wurde, das Diluvium. Das Eiszeitalter. Diese untere Abteilung des Quartärs brachte uns vom hohen Norden drei riesige Vereisungen, die Elster-Eiszeit, die Saale-Eiszeit und die Weichsel-Eiszeit. Dazwischen lagen wärmere Interglazialzeiten, die die Urstromtäler schafften, hier bei uns das *Aller-Urstromtal*, das bei *Wolfsburg* gut zu studieren ist. Die letzte Eiszeit hat uns wohl nicht erreicht, sie kam nur bis vor die Elbe. Diese ungeheuren riesigen Gletscher der Eiszeit kamen vom hohen Norden und sind für uns von besonderer Bedeutung, obwohl das ganze Quartär nur eine Zeit von einer Million Jahren umfaßt. Es brachte das erste Auftreten des Menschen auf den Plan und formte letztlich die heutige Erdoberfläche. Die mächtigen Gletscher nahmen auf ihrer Reise zu uns alles mit, was nicht niet- und nagelfest auf der Oberfläche des Erdbodens lag. Selbst Steine von der Größe eines kleinen Hauses wurden eingebettet und zu uns geschoben. Nach dem Abtauen des Eises blieb alles Material unsortiert auf unseren Feldern liegen, zur Freude des Geologen und zum Kummer der Bauern. Die Endmoränen enthalten nun in ihrer regellosen Blockpackung Gesteine und somit auch Fossilien aus allen Formationen vom Präkambrium bis zur heutigen Zeit. Je weiter wir uns dem Harz nähern, verschwindet das nordische Material, Geschiebe genannt, weil das Eis im Untergrund alles schob, um dem Geschiebe des Harzes Platz zu machen. Solange wir den Scolithussandstein aus dem Kambrium finden, haben wir nordisches Material vorliegen. Diese versteinerten Köcherbauten von Würmern sind leicht zu erkennen. Das Geschiebe hat in unserer Heimat eine große flächenweite Verbreitung und erreicht bei *Weyhausen* achtzig Meter und bei *Jembke* fast 54 Meter Mächtigkeit. Der Sammler findet nun in diesen Ablagerungen des Eises Vertreter aller Formationen. So bieten die Haufen von den Feldern abgelesenen Steine, an den Rändern aufgeschüttet, eine großartige Gelegenheit zum Studium dieses Geschiebes.

Besondere Bedeutung haben aber die großen Kies- und Sandgruben, die reichlich Gelegenheit geben wohl alles zu finden aus allen Formationen. So wurden die Ziele unserer Pleistozänen Exkursionen natürlich Kiesgruben. von übertragender Bedeutung, wie die Sandgruben von *Velpke*, *Neindorf*, *Süplingen*,

Velstove, Lucklum, Puritzmühle bei Rieseberg. Hier sind köstliche Fossilien zu finden, eine große Anzahl von Tiefen- und Sedimentgesteinen, Gletscherschliffe und Windkanter, mit drei bis sechs vom Wind geschliffene Seiten, glatt poliert vom Strahlgebläse des Sandes. Schriftgranite, Tigersandsteine, Glimmerschiefer, Rhombenporphyr, andere Porphyre, Sandsteine, Ophicalcit, ja selbst den uralten Hammergranit. „Höre auf“, meinte mein Freund Fath aus Weinheim, „das kann man ja garnicht auf einmal fassen!“ Dabei waren es nur Auswahlen aus dem Sortiment, und nun kommen noch die Fossilien. Der Feuerstein mit seinen Seeigeln, Seeigelstacheln, Korallen, Seelilienstielglieder, Muscheln, Brachiopoden, und Hunderten von Mikrofossilien, alle aus der Kreide der Ostseegebiete. Die uralten Kalke aus dem Ordogot und Devon von Schweden, Finnland und Westrußland mit Korallen, Muscheln, Brachiopoden und Gastropoden. Die Orthocerenkalke mit den alten Ammoniten aus dem Ordogot, die uralten Sandsteine aus dem Kambrium mit Trilobiten, Ordogotische (Silur nach alter Benennung) Schwämme, Graptolithen und Crinoiden. Aber auch jüngere Fossilien sammelte das Eis auf der Reise zu uns, wie fossile Hölzer (*Sequoia gigantea*) aus dem Tertiär, Sternberger Kuchen aus dem Oligozän von Sternberg bei Schwerin, Triasfossilien in hartem Kalk und Sandstein. Prunkstücke von Coniatiten aus Feuerstein aus dem Unter-Karbon. Nun wären noch zu erwähnen die erratischen Blöcke, die Findlinge, die überall verstreut und wegen ihrer Härte unverwittert anzutreffen sind. Selbst auf den Höhen des Elms, dem *Drachenberg* 313 m hoch und dem *Kuxwalls* sind Geschiebe nordischer Herkunft anzutreffen, wie z. B. Granit. Ein Zeichen, daß das nordische Inlands die Kuppen des Elmgebirges überschritten hat. Es ist unmöglich hier alles aufzuzählen, und meinem Johann Fath wurde schwindelig von der Vielzahl des Gefundenen. „Das also ist das Geschiebe eurer Heimat, da genügt es ja, nur Geschiebe-Sammler zu werden. Ein Leben reicht nicht aus, dieses alles zu erlernen, zu begreifen und wissenschaftlich zu verarbeiten. Es ist alles auf einmal in einer kleinen Formation zusammengefaßt. Kaum zu glauben, geschweige alles zu behalten. Und nun?“

Mit dem Tertiär kommen wir in die älteste Formation der Erdneuzeit oder Känozoikum, auch Neozoikum. Das Tertiär umfasst etwa 70 Millionen Jahre und sticht hervor durch die Geburt der Pyrenäen, Alpen, Karpaten, Kaukasus, Himalaja und Atlas. Riesige Braunkohlenflöze entstanden, die wir vor den Toren *Helmstedts* antreffen können. So wurde das Tertiär auch als Braunkohlenformation bezeichnet. Hier findet der Sammler viele Fossilien, wie Haifischzähne, Otolithen, also Gehörsteine von Fischen, Zähne vom Krokodil und Rhinoceros, Krebse (*Xanthopsis*), fossile Hölzer und vieles andere. Erwähnen möchte ich noch die wunderschönen radialstrahligen Markasitknollen, die leider mit den Jahren zerfallen. Eine Besonderheit sind die merkwürdigen Knollenquarzite, die nicht nur hier, sondern auch bei *Emmerstedt* und nördlich von *Helmstedt* vorkommen. Die schneeweißen Quarzitsand-Aufschlüsse von *Uhry* sind sehenswert. Die Sande werden verfrachtet zur Glasherstellung. Die tertiären Tone von *Klein Steimke* enthalten als Besonderheit Gipskristalle von beachtlicher Größe und Schönheit. Schwalbenschwanz und Kombinationen dieser Gipskristalle liegen in Museen der ganzen Welt. Sammler aus vielen Ländern kamen und kommen nach hier, um diese Köstlichkeiten zu holen, und Johann Fath wurde wieder zum Kind, als er die ersten Kristalle aus dem Anstehenden kratzte. Von besonderer Schönheit sind die durchsichtigen Kristalle mit eingewachsenem Tonbäumchen, die im durchscheinenden Licht besonders demonstrativ wirken. Nun steigen wir

hinab in das Mesozoikum oder Erdmittelalter und zwar in die oberste Formation, in die Kreide. Hoffentlich kommen wir wieder heraus.

Die Kreidezeit dauerte etwa 65 Millionen Jahre und begann vor 135 Millionen Jahren. Wir unterscheiden sie in Ober- und Unterkreide. Das Kreidemeer bedeckt zeitweilig besonders große Flächen des vorher landfesten Raumes. In unserer Baunschweiger Bucht entstanden die oolithischen Brauneisenerze von *Salzgitter* und bei *Schandelah*, und wir finden in dem Hilskonglomerat viele Fossilien aus dem Hautecivien des Mittleren Neokom, wie Belemniten, Ammoniten, Nautiliden und Muscheln. Der Bahnübergang von der Bundesstraße 1 nach *Lauingen* durchschneidet die Oberkreide, die hier von Belemniten gespickt ist. Die frühere Goe'sche Mergelgrube an der Straße von *Boimstorf* nach *Lehre* ist immer ein großer Fundort von Versteinerungen aus der oberen Kreide gewesen. Leider wird sie nicht mehr abgetragen. Sie wurde berühmt durch Griepenkerl, der dort 170 verschiedene Fossilien herausholte und beschrieb. Sie alle zu nennen ist unmöglich. Es fanden sich Ammoniten, Schnecken, Muscheln, Armkiemer, Schwämme, Seelilien, Seeigel, Bryozoen und Pflanzenreste. Auf den Feldern westlich *Lucklum* kann man, wenn sie frisch gepflügt sind, Fossilien aus der unteren Kreide (Oberes Neokom) ablesen, wie Belemniten und Muscheln. Erwähnen möchte ich noch, daß am Bahneinschnitt bei *Rotenkamp* das Senon mit den oberen Mucronatenschichten zutage tritt. So gab uns die Kreide unserer engeren Heimat viele Zeugen früheren Lebens, und nun wartet auf uns die Jurazeit, der Liebling aller Sammler.

Die Jurazeit teilen wir ein in Malm, Dogger und Lias. Sie dauerte etwa 45 Millionen Jahre und begann vor 180 Millionen Jahren. In Norddeutschland wurden im Malm vornehmlich weiße Kalke abgelagert, daher der Name Weißjura. Im Dogger waren es vorwiegend Tone, Sandsteine und eisenhaltige Kalkoolithe. Da die braunen Töne vorherrschen, wurde es der Braune Jura. Im Lias herrschten dunkle Schiefertone vor, und deshalb nannte man diese Abteilung Schwarzer Jura. Der Weiße Jura oder Malm, wurde früher gebrochen am *Clieversberg* als Korallenoolith, ebenso zwischen *Sülfeld* und *Ehmen*. Doch hier ist alles überwachsen. Der Kimmeridge aber steht am Windmühlenberge bei *Nordsteimke* an. Der Bau des Wasserwerkes *Wolfsburg* brachte herrliche Fossilien zutage, besonders schöne Gastropoden. Vom Dogger, dem Braunen Jura, finden wir nur im Hilskonglomerat von *Schandelah* Gerölle von Braun-Jura-Ammoniten. Dafür aber entschädigt uns der Schwarze Jura, der Lias, reichlich. Am *Clieversberg* in *Wolfsburg* treten die Arietitenschichten des Unteren Lias zutage und nicht weit davon in der Ziegelei *Ehmen* die Amaltheenschichten. Dieser Mittlere Lias steckt voll der schönsten Fossilien, besonders Ammoniten. Erwähnt werden müssen hier die Belemniten-schlachtfelder, die herrlichen Tutenmergel und die von Gips umrandeten Toneisenstein-Geoden. In *Schandelah* tritt der Obere Lias mit dem Posidonienschiefer zutage. Beim Abbau der Eisenerze des Mittleren Lias in *Schandelah* wurden herrliche Ammoniten gefunden, die an der Basis der Posidonienschiefer zum Vorschein kamen. Hier fand ich Ammoniten (*Lytoceras* etc.) ganz aus Kalkspat bestehend, die im durchscheinenden Licht noch den Siphon zeigen !!!! Die Ammoniten von *Schandelah* gehören zu den schönsten Cephalopoden der Erde. Ferner fanden sich Fische und Insektenreste. Mein süddeutscher Freund war ganz benommen. Die Eisenerze von *Scheppau* gehören zu den Arietitenschichten (Unterer Lias) und schenkten uns Ammoniten (Arietites) von der Größe eines Handwagenrades. Die Luftkammern sind mit Calcitkristallen

ausgefüllt. Die Tongrube Lehrmann am Schwarzen Berge bei *Helmstedt* baut die Tone des Unteren Lias ab und läßt den Sammler Muscheln mit Lebensfarbe finden, trotzdem sie schon vor 180 Millionen Jahren gelebt haben. Ebenso Platten mit Hunderten von kleinen Gastropoden, Haifischzähnen und runden Kügelchen von Brauneisenstein. Eine Strandzone des Liasmeeres gibt hier ihr Bild wieder. Prof. Dr. X. Mayr von der Universität Eichstätt bezeichnete es als eine Lust mit der Lupe und den Augen auf diesen Platten spazierengehen zu dürfen. In *Rottorf* am Klei tritt der Mittlere Lias mit den Jamesoni- und Capricornus-Schichten zutage, mit dem bekannten Roteisenerz von Rottorf am Klei. Hier kann sich der Sammler tummeln. Riesige Scheibenammoniten, kleine Seelilienstielglieder (*Pentacrinus*) und Brachiopoden füllen bald die Körbe. Bei *Mackendorf* und Mariental kann er ähnliches erleben. Will er aber Riesenbelemniten sammeln, so muß er noch einmal zurück in den Dogger bei *Flechtorf*, in die Coronatenschichten. Das war die Juraformation, und nun auf in die Trias!

Die *Trias*, dreiteilig in Keuper, Muschelkalk und Buntsandstein, nimmt die älteste Phase des Erdmittelalters (Mesozoikum) ein. Sie dauerte etwa 40 Millionen Jahre und begann somit vor 220 Millionen Jahren. Sie ist gekennzeichnet durch das Germanische Binnenbecken, und lagerte Sandsteine, Tone, Mergel, Letten, Lettenkohle, Kalksteine und bunte Sandsteine ab. Aufschlüsse für den Sammler für Fossilien begegnen wir nur im Oberen Keuper. Der Untere und Mittlere Keuper, wie bei *Rennau* und *Querenhorst* ist leer, aber der Obere Keuper oder Rät bei *Velpke* läßt uns im Sandstein, der oft quarzitisch ist, fossile Regentropfen (Einschlagpunkte) finden. Ferner Reste von Pflanzen und die sogenannte Gurkenkernschicht, hervorgerufen von der Muschel *Anodonta postera*, die in unzähligen Mengen als Zweischaler-Steinkerne die Sandsteine bedeckt. Kleine Kohlenflöze, Wellenfurchen, Trockenrisse und ab und zu Pyriteinlagerungen runden das Bild. Der Muschelkalk ist anzutreffen im *Dorm* und *Rieseberg*. Ganz große Flächen nimmt er ein im *Elm*, dem höchsten Höhenzug unserer Landschaft mit 313 Meter, dem *Drachenberg*. Der Obere Muschelkalk des *Elm* hat Weltberühmtheit bekommen durch seine Crinoiden, Seelilien, die zu den Stachelhäutern zählen. Die Kelche (ganz erhalten) sind eine Seltenheit und jeder Sammler in fünf Erdteilen träumt von der klassischen Fundstätte im *Elm*. Beim Besuch Goethes in Harbke bekam sein Sohn vom Baron von Veltheim einen Seelilienkelch geschenkt, der sicher von der weltbekannten Fundstelle *Erkerode* stammte. Diese Seelilie *Encrinurus liliiformis* zierte die schönsten Sammlungen der Erde. Daneben gibt es Armkiemer, Muscheln, Zähne von Sauriern, Wirbelknochen und Knochenreste vom *Nothosaurus*, *Nautiliden* und eine Menge Ammoniten, hier die *Ceratiten*. Die Letzteren sammle ich gern von den Feldern vor dem *Rieseberg*. Der Mittlere Muschelkalk ist leer, enthält aber Dolomite, Zellendolomite (der weichere Kalk ist ausgelaugt) und Kalkspatdrusen. Er steht an im Luttertal bei *Königslutter*. Der Untere Muschelkalk enthält nur ab und zu einen Seelilienkelch, wie den *Dadocrinus gracilis* und herrliche große Gastropoden, wie die Schnecken *Chemnitzia* und *Undularia*. Große Fundorte im Schaumkalk (ein guter Werkstein für Bildhauer) für Fossilien liegen im *Elm* im *Hainholz* bei *Königslutter*. Den Buntsandstein in seiner oberen Abteilung, Röt, können wir studieren im *Reitlingstal* im *Elm*. Hier finden wir Fasergipse und Steinsalzpsedomorphen. Der Mittlere Buntsandstein tritt südlich von *Rieseberg* zutage. Die buntgefärbten Platten kann man von den frisch gepflügten Feldern ablesen. Der Untere Buntsandstein tritt uns als Rogenstein im *Dorm* bei *Beienrode* entgegen. Kalk-

sandsteinkügelchen mit Radialstruktur sind hier zu Millionen zusammengebacken und haben eine Ähnlichkeit mit Fischrogen. Sie werden Oolithe auch Ooide genannt und liegen prächtigst herausgewittert auf den Feldern um den *West-Dorm*. Prachtvoll ausgebildete Wellenfurchen (Rippelmarken) und Sandsteinschiefer mit Trockenrissen und Netzleisten runden das Bild. Beeindruckt von der Großartigkeit unserer geologischen Heimat zog mein Freund seine Bilanz mit den einfachen Worten „Unglaublich!“ — Das Perm mit dem Zechstein und Rotliegenden tritt nicht zutage. Wir treffen es an in ehemaligen Salzbergwerken bei *Ehmen* und *Beienrode am Dorm*. Hier wurden die Kalisalze der Zechsteinzeit abgebaut. Auf den alten Halden vom Schacht Beienrode können von Sammlern noch Zechsteindolomite und neuentstandene Mineralien abgesammelt werden.

Nun schließt sich der Kreis, und was an Belegstücken der Formationen Karbon, Devon, Ordogot und Kambrium fehlt, finden wir in dem anfangs erwähnten Pleistozänen Geschiebe, das ja überreichlich besonders den nördlichen Teil unseres Gebietes überdeckt. So können wir also mit Fug und Recht von unserem Gebiet behaupten alle Formationen der Erdgeschichte absammeln zu können. Wir sind komplett, diesen Beweis habe ich meinem Sammelfreund Fath erbracht.

Schrifttum :

Erläuterungen zur geologischen Karte von Preußen

P. Woldstedt	Blatt Fallersleben 1929.
E. Harbort	Blatt Süpplingen 1910.
A. Mestwerdt	Blatt Heiligendorf.
E. Harbort	Blatt Königslutter 1911.
P. Woldstedt	Blatt Meine.

Karl A. v. Zittel: Grundzüge der Paläontologie, 1924.

Arno Hermann Müller: Lehrbuch der Paläontologie, 1960.

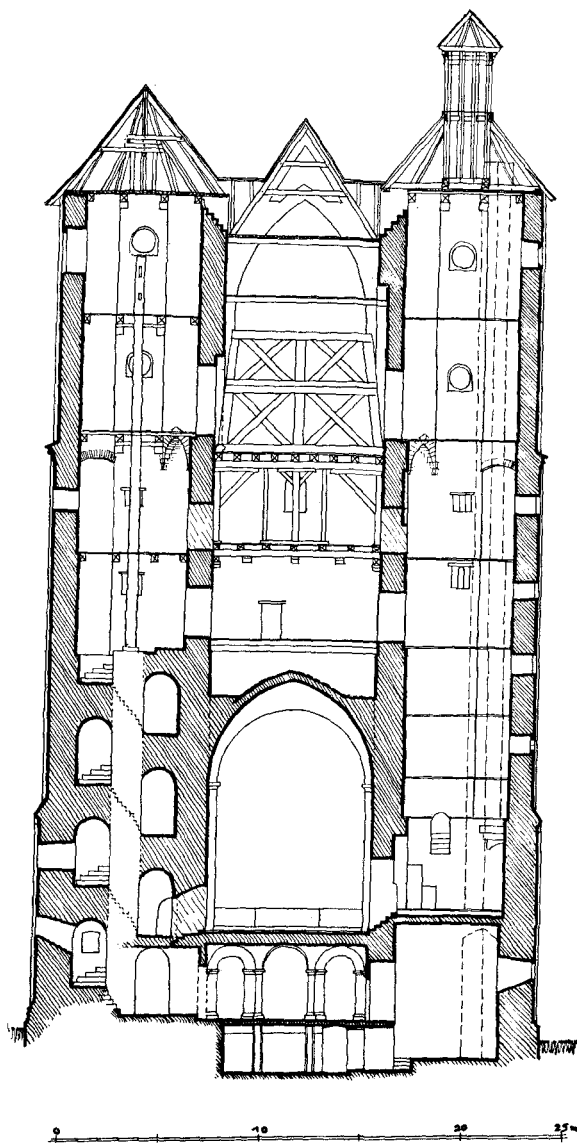
Brockhaus, Taschenbuch der Geologie: Die Entwicklungsgeschichte der Erde, 1961.

Otto Klages: Aufschlüsse im Subherzynischen Becken. Aufschluß 13, 1962.

Der romanische Baukran im Nordturm des Braunschweiger Domes

von Adolf Quast

Wir können mit Bestimmtheit sagen, daß bereits der bekannte ehemalige Domkantor Friedrich Görges, der ab 1810 in mehreren Auflagen den Dom beschrieben hat, den mächtigen, tadellos gerade gewachsenen und in bester Handwerksarbeit mit dem Zimmermannsbeil kantig behauenen Fichtenstamm im Nordturm des Domes gekannt und auf seine mögliche Ursprungsfunktion untersucht hat. Er war zu dem Resultat gekommen, daß der „große auf der Wendeltreppe ruhende Mastbaum von 66 Fuß Höhe die verschiedenen Böden getragen habe“. Fürs erste scheint dies auch eine plausible Erklärung zu sein. Der rund 19 m hohe, unten über 50 cm und an seiner Spitze noch über 30 cm im Durchmesser haltende Stamm steht mitten im Turm und nimmt seinen Anfang genau dort, wo die großartige überwölbte Steintreppe zuende geht. Ihre gemauerte Spindel gibt ihm das stabile Fundament. Dann kommen Holztreppe, die an den Wänden entlangführen und die drei übereinander liegenden Holzböden verbinden. Der Stamm durchsticht zentral diese Böden und endet in Schulterhöhe oberhalb des dritten. Ein unvoreingenommener Betrachter könnte ihn also leicht der Treppenkonstruktion zurechnen. Wahrscheinlich hat auch nicht nur Domkantor Görges so geurteilt, son-



Querschnitt durch das Turmwerk mit Blick nach Osten.
(Im Nordturm oberhalb der Treppenspindel der Holzkrän)

den ebenfalls die vielen Bauleute und Handwerker, die in den folgenden anderthalb Jahrhunderten die Treppen zur Turmspitze emporgestiegen sind.

Daß es sich trotzdem um einen Irrtum handelt, wird bei näherer Prüfung sofort deutlich. Für die Böden gibt es eine gesonderte feste Balkenlage aus Eichenholz, die unmittelbar im Mauerwerk verankert ist. Ja, für den Stamm gibt es in jedem der Böden sogar eine Aussparung. In dieser Konstruktion ist er eher hinderlich als zweckmäßig. Will man aber doch die These, in diesem Stamm eine ursprüngliche Stütze für die Böden vor sich zu haben, halten, bleiben die beiden markanten Aushiebe an seiner Spitze schlicht ein technisches Rätsel. Diese Spitze zeigt

entgegen dem Erhaltungszustand der Gesamtlänge des Stammes starke Anzeichen von Vergang. Sie erklären sich am leichtesten, wenn man annimmt, daß gerade diese Spitze in einen Arbeitsvorgang einbezogen war, aus dem diese Schäden herrühren, die dann von den Witterungseinflüssen in rund sieben Jahrhunderten weiter ausgedehnt sind.

Wenn nicht eine stützende Funktion, muß der Stamm eine andere gehabt haben, denn man darf wohl getrost folgern, daß zu keiner Zeit jemand auf den Gedanken kommen würde, einen Baumstamm von 19 m Länge und rund 2 to Gewicht zwanzig Meter hochzuheben, um ihn dann — gleichsam als monumentale Dekoration — in der Turmmitte abzustellen. Es galt also, Sinn und Zweck des Stammes zu ergründen. Daß dabei prominente Fachleute der Technischen Universität bereitwillig halfen, sei dankbar vermerkt. Sie sind es gewesen, die die Holzart bestimmten und ihre Erfahrungen und ihr Wissen beitrugen, die Funktion dieses „Montagebaumes“ zu ergründen.

Der Baum steht mit einer schweren schmiedeeisernen Spitze in einem Rogensteinlager, das genau im Zentrum der gemauerten Steinspindel der Steintreppe gelegen ist. Abgedeckt ist das Lager durch maßgerechte Eichenholzbohlen, die offenbar das Gleiten bei den Drehungen erleichtern und das Aufsplintern des Hirnholzes auf dem rauhen Stein verhindern sollten. Die konisch zugeschlagene und kreisrunde Grundfläche des Stammes war, wie man noch erkennen kann, früher auch mit einem festen Eisenband gegen Splintern und Platzen gesichert. In dieser Lagerung könnte der Stamm zusätzlich mit Fett oder Schmierseife gleitfähig gemacht sein.

Wenn sich dieser Stamm inzwischen als Kran aus der Bauzeit des Domes zu erkennen gegeben hat, braucht man auch an den beiden Ausbiegen an seiner Spitze nicht mehr rätseln. Die obere hatte den Ausleger und die untere den Stützholme aufgenommen. Die Vorstellung ist ungefähr die eines Galgens. Am Ende des Auslegers muß ein Rad befestigt gewesen sein, über das dann das Seil gelaufen wäre, mit dem Lasten nach oben befördert sind. Aus späterer Zeit kennen wir Bilder, die einen solchen Transport von behauenen Steinen mittels Schließzange, Seil und Ausleger zeigen.

Unmöglich hätte aber der Holzkran ohne seitliche Armierung — gleichsam frei im Raum — stehen können. Er muß mindestens eine, wahrscheinlich aber mehrere seitliche Halterungen gehabt haben, die wiederum so haben sein müssen, daß der Kran selbst drehbar blieb. Der Stamm wurde daraufhin auf Reibspuren untersucht, die zwangsläufig entstehen, wenn ein solcher kantiger Stamm in einer runden Halterung gedreht wird. An zwei Stellen wurden diese Reibspuren auch als deutliche Angriffe in das Holz gefunden. Die Abstände von rund 5 m lassen also die bisher in Art und Form unbekannten Halterungen lokalisieren.

In seiner Lagerung und den in Abständen darüber befindlichen Halterungen mußte also der Kran gedreht werden. Dazu waren wiederum technische Mittel nötig. Vergleichbar der Technik, die ein Göpel aufweist, mußten an dem Kran Holme gewesen sein, die das Ansetzen einer Drehkraft in der Horizontalen ermöglichten. Dabei zwingt die räumliche Enge innerhalb des Turmes, daß allein Menschenkraft infrage kam. Gefunden wurden an zwei Stellen des Stammes breite und tiefe Ausschnitte, denen zwei durchgehende große Bohrlöcher zugeordnet waren. Einer davon befindet sich unmittelbar oberhalb der Lagerung in der Steinspindel. Mit einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit haben wir es bei diesen Einschnitten mit den Anbringungsstellen für Querholme zu tun. Immer

vorausgesetzt, daß der Kran nicht belastet gedreht würde, müßte die Drehung von zwei Männern unschwer durchgeführt worden sein.

Über Vermutungen führen im Augenblick auch zwei weitere Fragen nicht hinaus. Wir müssen uns einmal fragen, von wo aus die schweren behauenen Steine hochgezogen worden sind, und dann, welche Art der Kraftübertragung für diesen Vorgang angewandt worden ist oder sein könnte.

Die erste Frage scheint sich von selbst zu beantworten. Wir sind es bei den modernen Kränen gewöhnt, daß die Ausleger weit über den Bau hinausgreifen und das notwendige Baumaterial in eine beliebige Höhe zuführen. Aber schon die Betrachtung eines solchen Stahlkrans läßt den technischen Aufwand erkennen, mit dem physikalische Bedingungen bewältigt werden. Wie ist man im späten 12. Jahrhundert in unserem Fall mit diesen physikalischen Gegebenheiten fertig geworden? Daß eine beträchtliche horizontale Kraftkomponente im Kräfteparallelogramm am belasteten Holzkrans in Rechnung zu stellen ist, bleibt außer Zweifel. Immerhin, die Elastizität des Holzes im Zusammenwirken mit technischen Vorkehrungen mag es ermöglicht haben.

Steht man aber aus diesen physikalischen Bedenken lieber zu der Meinung, daß der Transportvorgang mittels des Kranes innerhalb des ständig wachsenden Turmes vor sich gegangen sein müsse, muß man sich wiederum fragen, warum dann eigentlich ein Drehkran? Warum sollte man Werkstücke, die ohnehin auf andere, nicht erkennbare Weise bis in eine Höhe von rund 20 Metern gebracht waren, die weiteren Meter mit einem unter großen Schwierigkeiten erst installierten Kran weiterbefördert haben? Und warum sollte dieser Kran drehbar sein, wenn der Raum ohnehin nur wenige Meter für den horizontalen Transport der Steine abgab? Eine Frage für Fachleute!

Die zweite Frage zielt auf das Problem der Kraftübertragung für das Hochziehen so großer Gewichte. Man hat in der Gotik gelegentlich Treträder für diesen Zweck verwendet. Außerdem war der Flaschenzug bekannt. Ob er aber in der Zeit der Romanik verwendet worden ist, ist für diesen Bereich genau so wenig überliefert wie irgendeine andere Weise, mit Hilfe eines Krans Werkstücke in Turmhöhen zu verbringen.

Man darf vielleicht hier bis zu überzeugender wissenschaftlicher Klärung seine Phantasie spielen lassen. Für den Gesamtbau des Domes gehen wir ja davon aus, daß eine Bauhütte die zeitgleichen Arbeiten durchgeführt hat. Der Maler, der die Fresken malte, hat mit hoher Wahrscheinlichkeit auch die Schlußarbeiten an den Türmen mit erlebt. Nun finden wir innerhalb der Fresken im südlichen Querarm, gleichsam als künstlerisches Füllsel, zweimal die Darstellung eines Pferdegesspannes, das ein starkes Tau über eine Trommel zieht. Diese Trommel ist eine sogenannte Umlenkrolle, durch die es ermöglicht wird, eine horizontal angesetzte Kraft in der Vertikalen zur Wirkung zu bringen. Für unsere Überlegungen würde das bedeuten, daß ein mit einer Schließzange an einem Seilende befestigter Stein über die Rolle am Ausleger des Krans emporgezogen würde, sobald das Pferdegesspann an dem anderen Seilende anzöge.

So einfach diese Möglichkeit zu sein scheint, so viele technischen Nöte bringt sie aber noch mit sich.

Deshalb kann man nur folgern, daß noch viele Überlegungen angestellt werden müssen, bis das Funktionieren des romanischen Holzkrans im Dom wissenschaftlich feststeht.

Ostfälische Ortsnamen auf *-beck/-b(e)ke* und *-au*

von Werner Flechsig

Die meisten unserer Ortsnamen enthalten als Grundwort (zweites Namensglied) einen Hinweis auf Wohnstätten, mochte nun ein Einzelhof der Ausgangspunkt der Siedlung gewesen sein oder eine Gruppe von Gehöften. Zu einer solchen Kennzeichnung dienten, im Laufe der Jahrhunderte unter dem Einfluß modischer Strömungen wechselnd, die Grundwörter *-heim* (hierzulande im Mittelalter oft latinisiert zu *-um*), *-hausen* (oft abgeschliffen zu *-sen*), *-dorf*, *-büttel*, *-bo(r)stel* und *-kot*. Mittelbar gehören in diesen Zusammenhang auch die Ortsnamen auf *-leben*, die zwar keine Wohnplätze nennen, wohl aber Erbeigentum an Grund und Boden einschließlich der darauf errichteten Gebäude, ferner die Ortsnamen auf *-rode* und *-hagen*, die von der Aufbereitung gerodeten Waldbodens zu einer Siedlung und von der Einhegung des gerodeten Siedlungsplatzes künden, schließlich auch die Ortsnamen auf *-burg* und *-tun* (abgeschliffen zu *-ten*), durch die zum Ausdruck gebracht werden sollte, daß der Wohnplatz durch Befestigungsanlagen gegen das Eindringen von Feinden geschützt war. Allen diesen Arten der Ortsnamenbildung gemeinsam ist der Hinweis auf den gestaltenden Eingriff des Menschen in die Naturlandschaft.

Ganz anderer Art sind diejenigen Ortsnamengruppen, die eigentlich nichts anderes als Teile der Naturlandschaft bezeichnen und durch einfache Übertragung eines Flurnamens auf eine Siedlung entstanden sind. Unter ihren Grundwörtern erscheinen Hinweise auf Höhenunterschiede des Siedlungsbodens (*-berg*, *-tal*), auf waldfreie Fläche (*-feld*, *-kamp*, *-lage* bzw. *lage*), auf Wald (*-wald*, *-holz*, *-lah* bzw. *-loh*, *-horst*), Grasland (*-lar*, *-wiesche*), Gelände mit gestauter Nässe (*-mar*, *-brok/-brauk* bzw. *-bruch*) und fließende Gewässer. Schließlich gehören zu solchen ursprünglichen Flurbezeichnungen die Ortsnamen auf *-stedt*, *-ithi* (abgeschliffen zu *-ede*, *-de* oder *-e*) und *-ingen* (zum Teil abgeschliffen zu *-y*), die ohne Bezug auf Einzelheiten der Landschaft schlechthin ‚Gegend, Gelände‘ bedeuten.

Unter den Namen ostfälischer Wasserläufe, nach denen die an ihnen entstandenen Siedlungen benannt worden sind, befinden sich nicht wenige, die mit den teils germanischen, teils schon vorgermanischen Grundwörtern und Suffixen *-aha*, *-apa*, *-ala* oder *-ila*, *-ana* oder *-ina*, *-ara*, *-isa* und *-ista* gebildet sind. Diese Grundwörter und Suffixe waren bereits im hohen Mittelalter nicht mehr im lebendigen Sprachgebrauch und als Endungen in Gewässer- und Ortsnamen durch Abschleifung vielfach bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Deshalb ist es kein Wunder, daß die davon betroffenen Ortsnamen von der einheimischen Bevölkerung gar nicht mehr als ursprüngliche Fluß- oder Bachnamen verstanden wurden und erst von der neuzeitlichen Sprachforschung in ihrer Bildungsweise und Bedeutung wiedererkannt worden sind. Erstaunlicherweise sind sich heutzutage aber auch Einwohner von Orten mit Namen auf *-beck* oder *-b(e)ke* nicht mehr immer darüber klar, daß dieses Grundwort die niederdeutsche Form für ‚Bach‘ ist und somit den Ortsnamen als ursprünglichen Bachnamen ausweist. Man sollte doch denken, daß *Beck* bzw. *Bēk(e)* überall, wo noch niederdeutsch gesprochen wird, im allgemeinen Sprachgebrauch lebendig ist und verstanden wird. Aber das trifft nicht zu. In der Magdeburger Börde ist *Bēk(e)* fast völlig durch Graben, mundartlich *Grā'm*, verdrängt worden¹⁾, sei es nun, daß dort frühzeitig zum Zwecke der

intensiveren Ackernutzung die natürlichen Bachläufe künstlich begradigt wurden, sei es, daß das neue Wort als Bezeichnung für Wasserläufe jeder Art aus den von niederländischen Wasserbauern im Mittelalter kultivierten ostelbischen Gebieten über die Mittelelbe nach Westen gewandert ist. Ansätze für die Verdrängung des älteren Wortes *Beck/Bēk(e)* durch das jüngere *Graben* finden sich aber auch schon im mittleren und westlichen Ostfalen, wie die folgenden Beispiele zeigen werden. Im nördlichen Ostfalen ist wie in der Lüneburger Heide *Bēk(e)* außerdem in seinem Fortbestand bedroht durch das Wort *Rie(d)e*, verhochdeutsch oft als *Riethe* geschrieben, das eigentlich nur kleinen Rinnsalen zukommt, aber zunehmend auch zur Bezeichnung größerer Bäche benutzt wird. Weitere Ersatzwörter für *Bēk(e)* sind *-born*, *-spring*, *-welle* und *Sīk*, die hier und da von dem Quellgebiet eines Baches auf dessen weiteren Lauf übertragen wurden, *-aue*, ursprünglich die Bezeichnung für das Ufergelände eines Wasserlaufes, dann auch für diesen selbst, Flait ‚das Fließende‘ und schließlich einfach „Wasser“. Bei einem solchen Angebot an sinnähnlichen Wörtern können wir es schon verstehen, daß mancherorts das Apellativ *Bēk(e)* bzw. *Beck* aus der lebendigen Umgangssprache schwand und infolgedessen auch ein mit diesem Grundwort zusammengesetzter Ortsname nicht mehr als ursprünglicher Gewässername erkannt wurde. Im folgenden soll gezeigt werden, zu welchen Irrwegen einer laienhaft betriebenen Ortsnamenforschung diese wachsende Unsicherheit verleitet hat.

1. Ostfälische Orts- und Bachnamen auf *-beck* und *-b(e)ke*

Ein Außenseiter der Namenforschung, Hermann Prietze, hat 1929 in einem Buch „Das Geheimnis der deutschen Ortsnamen“ neben anderen laienhaften Ungereimtheiten die wunderliche Behauptung aufgestellt, die zahlreichen niederdeutschen Ortsnamen auf *-beck* bzw. *-b(e)ke* seien nicht mit dem Grundwort *-bek(e)* ‚Bach‘ gebildet, sondern mit einem — nur in der Phantasie des Verfassers vorhandenen — Grundwort *-becki* ‚Hügel, insbesondere Gerichts- und Kult-hügel‘. Prietze war der Vorläufer jener Germanomanen vom Schlage Hermann Teudts, die überall in den deutschen Landschaften nach vermeintlichen Gerichtsstätten und Kultplätzen der vorchristlichen Zeit Ausschau hielten und einer vorgefaßten Meinung zuliebe gar zu oft den festen Boden historischer Quellenkritik, archäologischer Untersuchungsmethoden und gesicherter sprachwissenschaftlicher Erkenntnisse verließen. Obwohl die Fachwelt über Prietzes Fabeleien seinerzeit rasch zur Tagesordnung übergegangen war, schien es mir in Anbetracht der weiten Verbreitung seines Buches unter heimatkundlich interessierten Laien noch vor 20 Jahren notwendig, jene eigenwillige Deutung der Ortsnamen auf *-beck* und *b(e)ke* zu widerlegen und deren Herleitung aus echten Bachnamen zu beweisen. Prietze hatte diese, vor ihm von der Namenforschung niemals angezweifelte Herleitung mit dem Hinweis darauf verworfen, daß auf den von ihm zu Rate gezogenen Generalstabskarten 1 : 100 000 bei den einschlägigen Ortsnamen nur in ganz seltenen Fällen ein Bach gleichen Namens und häufig überhaupt kein Wasserlauf zu finden sei. Wie leichtfertig es von ihm gewesen war, sich mit Karten im Maßstab 1 : 100 000 als Quellen zu begnügen, habe ich in meinen Beiträgen zur Ortsnamenforschung in den Fürstentümern Göttingen-Grubenhagen 1953 eingehend begründet²⁾. Ich schrieb damals:

„Jeder Siedlungs- und Flurnamenforscher weiß, daß man zur Untersuchung des Gewässernetzes mindestens Meßtischblätter 1 : 25 000 heranziehen muß, aber

besser daran tut, Katasterkarten mit einem noch größeren Maßstabe zu verwenden. Wenn man dies tut, wird man nicht nur Wasserläufe entdecken, die auf Karten 1 : 100 000 fehlen, sondern auch deren Namen ermitteln können. Zur Ergänzung dieser amtlichen Namenangaben sollte man aber durch Erkundigungen bei zuverlässigen alteingesessenen Gewährsleuten in den Orten auch festzustellen versuchen, wie der betreffende Bachname mundartlich lautet oder früher gelautet hat. Nur so kann man sich vor Trugschlüssen aus unzureichenden Kartenwerken schützen. Man wird dann erkennen, daß jeder bek-Ort wirklich an einem Bach angelegt ist, sei es nun, daß dieser Bach noch vorhanden, in späterer Zeit ausgetrocknet oder in der Neuzeit durch eine Wasserleitung abgefangen ist. Ob es sich dabei um einen wasserreichen Bach oder nach Prietze um ein „unbedeutendes“ Wässerchen handelt, spielt für die Frage der Namengebung bei Siedlungen natürlich gar keine Rolle; für die Menschen, die in ur- oder frühgeschichtlicher Zeit einen neuen Siedlungsplatz in der Wildnis suchten, war fließendes Wasser als unentbehrlichstes Lebenselement bei der Platzwahl entscheidend, mochte es nun reichlich vorhanden sein oder nur spärlich. Diesem Gewässer gaben sie zuerst in der freien Landschaft einen Namen nach seiner besonderen Eigenart, bevor sie an ihm ihre Wohnstätten errichteten. Wenn sie die Siedlung nach ihm benannt hatten, kam zwar im Laufe der Zeit häufig der alte Bachname außer Gebrauch, da er neben dem gleichen Ortsnamen allzu selbstverständlich erschien, und wurde nun einfach durch die Bezeichnung Bēk(e) oder durch einen neuen, besser kennzeichnenden Namen ersetzt. Nicht selten hat sich aber doch der alte Bachname bis in die Neuzeit erhalten.“

Als Beispiele nannte ich damals Gladebeck und Esebeck im Kr. Göttingen, deren Dorfbäche mundartlich *Chlāke* und *Esbēke* heißen. Weitere Beispiele für Übereinstimmungen zwischen Orts- und Bachnamen auf -beck/-b(e)ke kann ich jetzt aus Kettners Untersuchungen über Flußnamen im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine ³⁾ und aus eigenen Erkundungen bei Gemeindeverwaltungen in anderen Landschaftsteilen Ostfalens hier anfügen.

In der folgenden Liste werden die von Kettner übernommenen Angaben über Bachnamen durch die Abkürzung „K.“, meine neuen Ermittlungen über Bachnamen durch die Jahreszahl 1973 und meine früheren, in der Veröffentlichung unter Fußnote 2 schon enthaltenen durch die Jahreszahl 1953 gekennzeichnet. Die Jahreszahl 1802 bzw. 1803 hinter einem Bachnamen bedeutet, daß er aus dem 1. oder 2. Bande des Werkes „Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg“ von Hassel und Bege (Braunschweig 1802/1803) stammt. Die urkundlichen Belege für ältere Orts- und Flußnamenformen sind, soweit sie das ehemalige Herzogtum Braunschweig betreffen von H. Kleinau ⁴⁾ übernommen, soweit es sich um Orte in den ehemaligen Fürstentümern Göttingen-Grubenhagen handelt, aus den unter Flußnoten 2 und 3 genannte Veröffentlichungen, soweit andere nichtbraunschweigische Orte in Betracht kommen, aus dem Zettelarchiv ostfälischer Orts- und Flurnamen, das ich für das Ostfälische Wörterbuch aus gedruckten Urkundenbüchern, Inventaren der Bau- und Kunstdenkmäler, handschriftlichen Flurnamensammlungen und anderen Quellen angelegt habe. Es würde wegen des beschränkten Platzes zu weit führen, diese Quellen jeweils anzuführen, doch gebe ich auf Anfragen gern darüber Auskunft.

Astenbeck, Kr. Hildesheim-Marienburg (1169 Astenbike) an der Aste (1973),
Billerbeck, Kr. Gandersheim (822—875 Billurbecki, 1303 Bilderbeke) am Bilderbeck (so 1580 nach K., Bilderbiēk 1953),
Bremke, Kr. Holzminden (965—1037 Bredenbeke) an der Bremke (Karte 1 : 50 000 von 1963),

Bremke, Kr. Göttingen (1013 = Fälschung des 12. Jahrh. Bredenbiche, 1318 Bredenbeke) an der Bremcke 1832/42, auch Wendebach genannt (K.),
Esbeck, Kr. Helmstedt (1137 Ashbike, 1182 Esbike) am Eschenbach (1973),
Golmbach, Kr. Holzminden (965—1037 Goldbiki, 1240 Goltbeke) am Goldbach (1803), 1973 nur noch als Goldbrunnen für die Quelle der Wasserleitung des Dorfes bekannt,
Lobach, Kr. Holzminden (1303 ff. Lotbeke und Lodbeke, 1493 Lobeck) am Lohbach (1803),
Lutterbeck, Kr. Northeim (1275 Lutterbike, 1422 Lutterbeke) an der Lutter (1564, 1729), auch Lutter Baeck (1766) oder Lutterbecker Wasser (1914, alles nach K.),
Schachtenbeck, Domäne bei Wrescherode, Kr. Gandersheim (1360 Schactenbeke) am Schaffenbeck (1933, 1953),
Sülbeck, wüst bei Holzminden (822—875 Sulbeke, 834 villa Sulbichi) an der Sülbeke (1802),
Wabeck, wüst bei Kirchbrak, Kr. Holzminden (1007 Wabiki) am „Wabeche fluvius“ (1033), mundartlich Wăbîke (1964).

Zahlreicher als solche Übereinstimmungen zwischen Orts- und Bachnamen sind allerdings die Fälle, in denen die Dorfbäche jetzt nicht mehr denselben Namen führen wie die an ihnen liegenden Orte mit Namen auf -beck bzw. -b(e)ke. Zum Teil sind es pleonastische Bildungen, bei denen der attributiv benutzte Ortsname vor ein zusätzliches, eigentlich überflüssiges Apellativ „*Bach*“ oder „*Graben*“ gesetzt ist, zum Teil wird der Bach unter Fortlassung eines Bestimmungswortes nur einfach „*Bēk(e)*“, „*Rie(d)e*“, „*Spring*“ oder ähnlich genannt, zum Teil ist auch ein vollgültiger, zweigliedriger Gewässername mit einem neuen Bestimmungswort an die Stelle des alten getreten. Gewandelte Bachnamen solcher verschiedenen Arten bieten die folgenden Beispiele:

Ahnebeck, Kr. Helmstedt (1503 Antbeck) an der Kleinen Aller (1803),
Almke, Kr. Gifhorn (1326 Allenbeke) an der Rie'e oder Teichriede (1973),
Barbecke, Kr. Wolfenbüttel (1146 Beribeke) am Großen Bach (Karte 1 : 50 000 von 1958),
Drübeck, Kr. Wernigerode (980 Drubike, 1021 Trhubiki) am Nonnenbach, dessen Oberlauf 1804 Moltwater genannt wurde ⁵⁾,
Einbeck, Kr. Einbeck (1103/06 Enbiche, 1158 Einbike) am Krummen Wasser (1158 bis jetzt nach K.),
Esbeck, Kr. Alfeld (1022 = Fälschung des 12. Jahrh. Asbike, 1178 Esbeke) am Heinser Bach (1744, 1858), dessen Oberlauf schlichtweg Bēk genannt wird (K.),
Heckenbeck, Kr. Gandersheim (1280 Hekenbeke) an der Mahmilch (1425 mamelk, 1580 Mahmilch), auch Heckenbecker Bach genannt (so 1802, alles nach K.),
Jembke, Kr. Gifhorn (1339 Jembeke) an der Riede (1973),
Knesebeck, Kr. Gifhorn (1318 und 1415 Knesbeke) am Beck (1973),
Krebeck, Kr. Duderstadt (1251 Crebeke) am Crebecker Graben (1664 nach K.) oder Ellerbēk (1953),
Losbeck, wüst bei Ahlshausen, Kr. Gandersheim (1294 loubеke hierzu?, 1433 Losebeke) am Wambach (1580 die Wammeke nach K.),
Nordsteimke, Kr. Helmstedt (1238 Steinbeke) am Teichgraben (1973),

Schermke, Kr. Wanzleben (1212 Scerenbike) am Pepperbäk (1954)⁶⁾,
 (*Groß*) *Sisbeck*, Kr. Helmstedt (1203 Sasbeke, 1221 Sesbeke, 1448 Zisbeke) an der Riede (1938 und Karte 1 : 50 000 von 1960),
Spanbeck, Kr. Göttingen (1367 Spadenbeke) an einem Bach, der im Oberlauf Springe, im Mittellauf Pletze und im Unterlauf Mühlengraben heißt (K.),
Sülbeck, Kr. Einbeck (1181 Sulbeke) am Salzgraben (1953),
Tappenbeck, Kr. Gifhorn (keine mittelalterlichen Belege ermittelt) an der Kleinen Aller, mundartlich Lütsche Äler (1973),
Velpke, Kr. Helmstedt (um 1150 Vilebeke, 1259 Velebeke) an mehreren „namenlosen“ kleinen Bächen, von denen einer einen Teich namens Bascheriede speist (1973),
Vogelbeck, Kr. Northeim (1373 to vogelbeke) am Vogelbecker Dorfbach (K.),
Walbeck, Kr. Haldensleben (um 1012 Wallibiki, 1198 Walbeke) an der Rirole (Karte 1 : 25 000 von 1902),
Wahmbeck, Kr. Northeim (1270 Wambeke) an der Bēke (1953),
Wobek, Kr. Helmstedt (1118 Wobike) am Bremsenbach (1803).

Nicht zu ermitteln waren die Namen der Dorfbäche bei den im ostfälischen Teil der DDR gelegenen Orten Anderbeck, Mulmke, Rimbeck, wüst Rohrbeck bei Pabstorf, Schwanebeck und Ströbeck, ferner im mittleren und westlichen Ostfalen die Bachnamen von Dungenbeck im Kr. Peine, Schleweke im Kr. Gandersheim und Wibbeke im Kr. Northeim. Keine Dorfbäche hatten 1973 nach Auskunft der Gemeindeverwaltungen Barmke im Kr. Helmstedt (1159 Bardenbike), Jelpke im Kr. Gifhorn (um 1400 Jelbeke) und Westerbeck im Kr. Gifhorn (ohne mittelalterliche Belege). Daß aber wenigstens Barmke und Westerbeck früher wahrscheinlich auch einen Dorfbach gehabt haben, der erst in der Neuzeit durch weitreichende menschliche Eingriffe in den Wasserhaushalt der Natur zum Versiegen gebracht sein dürfte, ist nicht von der Hand zu weisen. Barmke liegt am Rande des Bergbaureviers der Grube Emma und zugleich an einer Eisenbahnlinie und an der Autobahn, die erhebliche Erdbewegungen verursacht haben, Westerbeck liegt hart am Rande des nach dem Orte benannten großen Moores, dessen Abtorfung von Triangel und Neudorf-Platendorf vor sich ging.

Aber auch ohne die ungeklärten Fälle ist schon ersichtlich, daß die Bereitschaft, die alten Bachnamen beizubehalten oder gegen andere Bezeichnungen auszutauschen, in den einzelnen Orten recht verschieden war. Es stellt sich uns die Frage, warum hier so, dort anders verfahren wurde. Auf der ersten Blick sieht es so aus, als ob der Westen Ostfalens im allgemeinen stärker am Alten festgehalten habe als die Mitte und der Osten, denn unter den Orten, wo Orts- und Bachname noch übereinstimmen, befindet sich nur ein einziger, der nicht westlich des Ambergaues liegt, nämlich Esbeck am Ostrand des Elms. Hier könnte sogar nur eine scheinbare Übereinstimmung vorliegen, indem der Dorfbach nach den an seinen Ufern immer noch wachsenden Eschen neu benannt sein mag, nachdem man vergessen hatte, daß sich schon das Bestimmungswort des Ortsnamens auf die Eschen bezogen hatte. Doch gegen eine grundsätzlich beharrsamere Haltung des westlichen Ostfalen spricht die unleugbare Tatsache, daß auch dort in den Stromgebieten der Leine und der Weser genügend Beispiele für den Schwund des alten Dorfbachnamens zu finden sind, nämlich bei Einbeck, Esbeck im Kr. Alfeld, Heckenbeck, Krebeck, Losbeck, Spanbeck, Sülbeck, Vogelbeck und Wahmbeck.

Wohl aber läßt sich aus den Karten ersehen, daß nahezu alle Bäche, deren Namen noch mit den Ortsnamen übereinstimmen, einen kurzen, im wesentlichen auf die Feldmark eines einzigen Ortes beschränkten Lauf haben. Umgekehrt handelt es sich bei den Bächen, deren ursprünglicher Name verdrängt worden ist, in der Regel um längere Wasserläufe, die entweder bei der Durchquerung mehrerer Feldmarken abschnittsweise von den Bewohnern der anliegenden Orte verschieden benannt wurden, wie die Angaben bei Drübeck, Esbeck im Kr. Alfeld, Heckenbeck, Krebeck und Spanbeck zeigen, oder aber einen neuen, bei allen Anliegern gebräuchlichen Namen für den gesamten Lauf erhielten. Besonders bezeichnend für dieses Verfahren ist die *Kleine Aller*, die an den Flußnamenorten Ahnebeck, Tappenbeck und Warmenau vorbeifließt und zweifellos ihren unselbständigen jetzigen Namen erst spät in Angleichung an die sie aufnehmende (Große) Aller von Landmessern erhalten hat. Wo ausnahmsweise auch einmal ein kurzer Wasserlauf umbenannt worden ist, läßt es sich aus besonders gelagerten örtlichen Verhältnissen erklären, so bei Sülbeck im Kr. Einbeck, wo nach Kettner die Anlage einer Saline im 17. Jahrhundert Anlaß dafür war, den zur Ableitung ihrer überschüssigen Sole in die Leine regulierten Dorfbach „Salzgraben“ zu nennen.

2. Orts- und Bachnamen auf -au

Im Vergleich zu den zahlreichen Ortsnamen auf -beck/-b(e)ke gibt es in Ostfalen nur recht wenige mit dem Grundwort -au, das, wie bereits erwähnt, ursprünglich nur das an einen Wasserlauf angrenzende Gelände mit Uferwiesen oder Auewald bezeichnete, dann aber auch auf den Wasserlauf selbst übertragen werden konnte. Solche nach Auen oder ihren Bächen benannte Orte sind

- Altenau*, Kr. Zellerfeld (um 1580 als Ort nachweisbar) an der Altenau,
- Fürstenau*, Kr. Braunschweig (1719 gegründet) am Schneegraben (1973),
- Gronau*, Kr. Alfeld (1298 gegründet) an der Leine auf dem Leinewerder Gronowe (= Grüne Aue),
- Lauenau*, Kr. Springe (1307 zuerst erwähnt) an der Aue,
- Lindau*, Kr. Duderstadt (1252 Lindawe) an der Rhume,
- Lonau*, Kr. Zellerfeld (1670 zuerst als Hüttenort erwähnt) an der Lonau (1260 Lodenowe = Bach und Auewald),
- Rischau*, wüst bei Bortfeld, Kr. Braunschweig (1318 Rischen, um 1340 Rischowe) an einem nicht mehr bekannten Wasserlauf,
- Scheppau*, Kr. Helmstedt (1358 dorp to der Schepowe, 1413 Scheppauwe) an der der Scheppau (zuerst 1348 to der Scepouwe),
- Warmenau*, Kr. Helmstedt (um 1510 Warmenauwe) an der Kleinen Aller.

Ortsnamen auf -au sind also hierzulande nicht vor der Mitte des 13. Jahrhunderts nachweisbar, die meisten sogar erst in nachmittelalterlicher Zeit. Auch die Flußnamen auf -au selbst, zu denen in Ostfalen außer den genannten u. a. noch die *Uhrau* im Kr. Gifhorn, die *Soltau* und *Missau* im Kr. Helmstedt, die *Markau*, *Schildau* und *Seckau* im Kr. Gandersheim am Westrand des Harzes und die *Klunkau* im Kr. Hildesheim-Marienburg gehören, lassen sich nicht über die Mitte des 13. Jahrhunderts zurückverfolgen. Unter ihnen ist die *Missau* am frühesten bezeugt als *Missoe* 1258. Ein halbes Jahrtausend vorher wird sie zwar

schon in den fränkischen Annalen zum Jahre 747 genannt, damals aber noch als *Missaha* mit dem germanischen Flußnamengrundwort -aha. Wir haben hier also einen der seltenen Fälle vor uns, an denen sich der Übergang von einem echten alten Flußnamen zum jüngeren Reviernamen quellenmäßig nachweisen läßt.

Die eigentliche Bedeutung des Grundwortes -au(e) ist noch deutlich erkennbar in den urkundlichen Wendungen „*silvam nostram Lodenowe*“ (= unsern Auewald Lonau) von 1260 ⁷⁾ und „*Holt de Twisschauwe*“ 1413 für ein Waldstück bei Wendeburg im Kr. Braunschweig ⁸⁾. Während auf der einen Seite die Lautform -au(we) in der Folge ausschließlich zur Bezeichnung der Wasserläufe in Auelandschaften verwendet wurde, bediente man sich in Ostfalen später für die Benennung der Auewälder nur noch der Lautform O(h)e. In Ostfalen scheint sie als Waldname zuerst bezeugt zu sein für die Veltheimer Ohe westlich des Elms im Landkreis Braunschweig. Von ihr ist 1336 die Rede als „*in der Stuvén-Oy*“, dann wieder 1358 mit den Worten „*in silva dicta Stuvén O*“ (= im Walde namens Stuvén-O), seit 1494 aber schon in der heutigen Schreibweise „*de Velthmer Ohe*“ ⁹⁾. Als Name für feuchte Wälder oder Wiesen, die ehemals wohl ebenfalls Wälder waren, kommt Ohe häufig in Ostfalen vor, u. a. im Kr. Braunschweig auch noch bei Lehre, Sophiental und Watenbüttel, im Stadtkr. Salzgitter bei Flachstockheim, im Kr. Goslar bei Beuchte, Steinlah und Haverlah, im Kr. Hildesheim-Marienburg bei Bodenburg, Gleidingen und Nettlingen, im Kr. Alfeld bei Evensen, im Kr. Gifhorn bei Hattorf, im Kr. Haldensleben bei Kl. Bartensleben, im Kr. Wernigerode bei Minsleben und so fort. Es würde zu weit führen, hier auch noch alle die zahlreichen Gemarkungen zu nennen, in denen Ohe als Bestimmungswort zusammengesetzter Flurnamen erscheint. Das wäre zwar für Untersuchungen über das alte Gewässernetz unserer Heimatlandschaft von Bedeutung, nicht aber für die Suche nach alten Gewässernamen, die ja Aue wie Ohe in ihrer ursprünglichen oder übertragenen Bedeutung bestenfalls nur Ersatzbezeichnungen für verklungene Fluß- oder Bachnamen der Frühzeit waren.

Wenn wir uns über solche Ersatznamen wie *Aue*, *Graben* und *Rie(d)e* und über die älteren, aber gewiß nicht vormittelalterlichen Gewässernamen auf -beck/-b(e)ke bis zur früh- oder gar vorgeschichtlichen Namenwelt unserer Wasserläufe zurücktasten wollen, müssen wir nach Namegebilden mit den Grundwörtern -aha und -apa sowie mit den Suffixen -ala/-ila, -ana/-ina, -ara, -isa und -ista suchen. Auch sie werden wir nicht nur unter unseren Gewässern, sondern auch unter unseren Ortsnamen zahlreich finden. Doch das ist ein weites Feld und bedarf einer gesonderten Behandlung im nächsten Heft unserer Zeitschrift.

¹⁾ Albert Hansen, Holzland — Ostfälisches Wörterbuch, hrsg. v. H. Schönfeld. Ummendorf 1964; hier S. 61 (Stichwort Beek). — ²⁾ Werner Flechsig, Beiträge zur Ortsnamenforschung in den ehemaligen Fürstentümern Göttingen-Grubenhagen (in: Northeimer Heimatblätter, Jahrg. 1953, Heft 1/2. — ³⁾ Bernd-Ulrich Kettner, Flußnamen im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine (= Bd. 6 der Reihe „Name und Wort“. Göttinger Arbeiten zur niederdeutschen Philologie). Rinteln 1972. — ⁴⁾ Hermann Kleinau, Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig. 2 Bände. Hildesheim 1967/68. — ⁵⁾ Walther Grosse, Geschichte der Stadt und Grafschaft Wernigerode in ihren Forst-, Flur- und Straßennamen. Wernigerode 1929; hier S. 56 (Stichwort „Drübeck“). — ⁶⁾ Werner Burghardt, Die Flurnamen Magdeburgs und des Kreises Wanzeleben. Köln 1967; hier S. 131 unter „Schercke“. — ⁷⁾ a. a. O. wie ³⁾; hier S. 178 (Stichwort „Lonau“). — ⁸⁾ a. a. O. wie ⁴⁾; hier Bd. 2, S. 632 unter Nr. 2074 „Twischau“. — ⁹⁾ a. a. O. wie ⁴⁾; hier S. 445 unter Nr. 1547 „Ohe“.

Verborgene historische Stätten

Die Asseburg

von H. A. Schultz

Auf beherrschender Höhe des nördlichen Harzvorlandes, auf dem Bergeszug der „Asse“ liegt unter hohen Laubbäumen eine Burganlage, deren Reste noch heute erhalten sind. Jahrhundertlang — seit 1492 — haben Regen, Schnee und Eis ihr zerstörendes Werk an den Mauern ausgeübt. Aber auch manche Jungenhand hat geholfen, die Burg zu zerstören und Mauersteine den Abhang hinabzurollen. Oft unklar sind daher die Eindrücke, die uns die letzten Mauerstümpfe vermitteln.

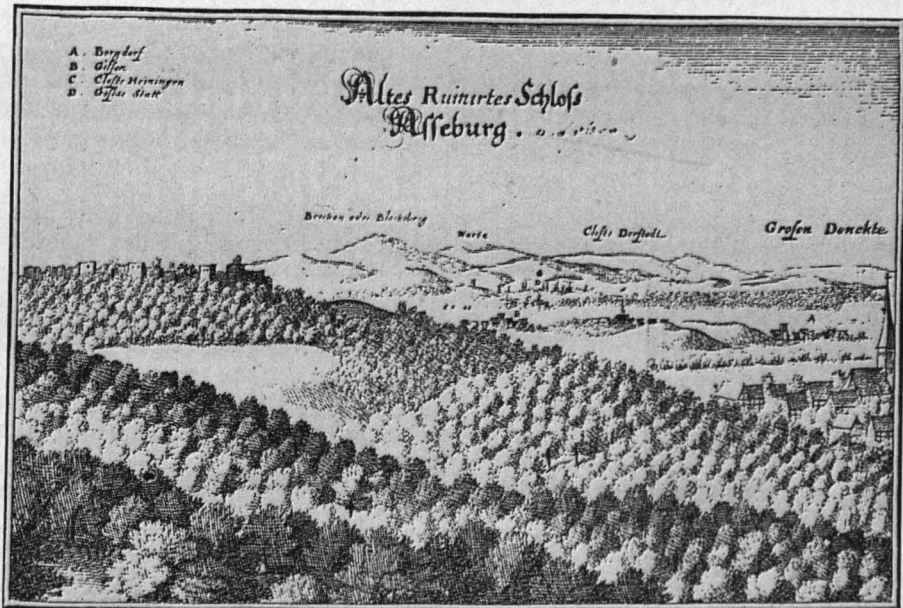


Abb. 1 Die Asseburg um 1654 (nach Merian)

In der Okerniederung unterhalb der Asse lag die Burg Wolfenbüttel. In ihr saß das Geschlecht gleichen Namens. Einer ihrer Herren war Gunzelin, eine machtvolle Persönlichkeit, stolz, von selbstbewußtem Geist, von festem Willen und von hartem Machtstreben. In ihm haben wir den Erbauer der Asse-Burg zu erblicken. Er wählte 1218 wahrscheinlich in Erkenntnis der strategisch und landschaftlich bedeutungsvollen Lage diese Stelle auf dem schmalen südlichen Berggrücken für die Burg aus. Zur Unterstützung der Sicherheit wurde der Bergrücken noch an verschiedenen Stellen durch Quergräben abgegliedert. Der Aufbau der Anlage wird in den Jahren 1218—1223 erfolgt sein.

Die Asse gehörte aber dem Stift Gandersheim. Da Gunzelin ein Lehnsmann dieses Stiftes war, begann er den Burgbau vermutlich ohne irgendwelche Bedenken. Die Äbtissin in Gandersheim war von diesem Vorhaben wohl nicht verständigt worden. Ihr ganzer Unwille zeigte sich darin, daß sie Gunzelin auf Abbruch der begonnenen Anlage verklagte und ihre Beschwerde bis an den Papst

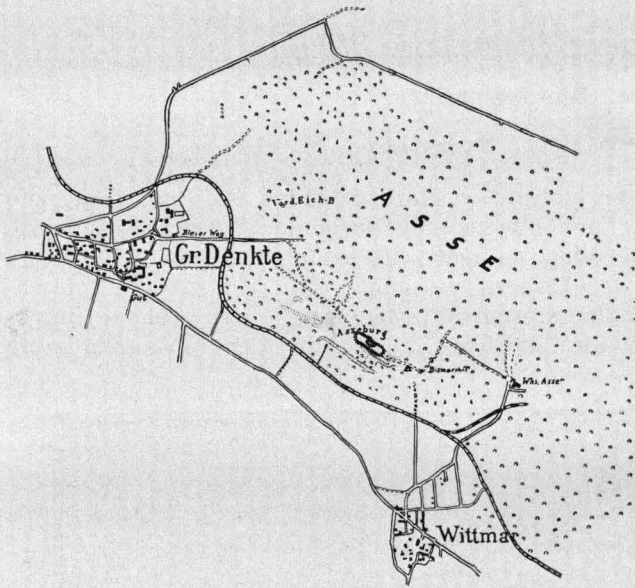


Abb. 2

Lage der Asseburg
(Auszug aus dem Meßtischblatt)

trug. Dieser — es war Papst Honorius III. — entsprach 1220 den Wünschen der Äbtissin. Er bestimmte, daß die Burg wieder abgebrochen und das Gebiet der Asse dem Stift Gandersheim zurückgegeben werden müsse. An dem weiteren ununterbrochenen Ausbau der Asseburg ist jedoch zu erkennen, daß sich Gunzelin nicht nach diesem päpstlichen Entscheid richtete. Ab 1219 nennt sich Gunzelins Sohn Burchard bereits nach der Asseburg.

Nach einer Tätigkeit in Tuscia als Legat, als Unterhändler mit dem Deutschordensmeister Heinrich von Salza in Rom, kehrte Gunzelin 1223 in seine Heimat zurück und beteiligte sich als Mittelsmann des gefangenen Dänenkönigs Waldemar. Etwas später tritt er bei der Festlegung der Grenze zwischen den Bistümern Mainz und Hildesheim auf. 1232 nähert er sich dem Welfenherzog Otto d. K.,



Abb. 3

Der Kammweg
zur Asseburg

(6 Fotos Dr. Schultze)

desgleichen auch sein Sohn Ekbert. Nach 1236 lebte er längere Zeit auf der Burg Peine. Das Jahr 1252 war für Gunzelin sehr verhängnisvoll. Der greise Truchseß weigerte sich hartnäckig, dem Gegenkönig Wilhelm von Holland auf der Asseburg die Huldigung zu geben. Das einberufene Fürstengericht fällt über ihn ein Urteil, dessen ganze Schwere er durch seinen Tod 1254 nicht mehr erlebt hat. Ihm wurden die Reichslehen genommen; falls männliche Erben vorhanden seien, so sollten diese die Asseburg aus der Hand des braunschweigischen Herzogs als Afterlehen empfangen. Dies bedeutete, daß das Geschlecht der welfischen und dann reichsministerialen Herren von Wolfenbüttel-Asseburg im Lehnverband des braunschweigischen Territorialverbandes aufging.

Nach diesem harten Urteil des Fürstengerichts nach dem Tode Gunzelins im Jahre 1254 setzte Herzog Albrecht alles daran, in den Besitz der starken Festung auf der Asse zu kommen. 1255 greift er zu den Waffen und zieht zunächst nach Wolfenbüttel. Dieses fällt nach drei Tagen. Nun galt der Hauptangriff der Asseburg, die förmlich eingeschlossen wurde. Der Sohn Gunzelins Burchardt verteidigte sich hartnäckig, etwa von 1254 bis 1258. Einige sagenhafte Erzählungen haben sich aus dieser Zeit überliefert. Die lange Belagerungszeit wird mit einem Frieden beendet. Burchardt mußte die Asseburg gegen 400 Mk übergeben. Gleichzeitig ging auch die Burg Peine für ihn verloren. Der starke Wille und der Widerstand eines für das braunschweigische Herzogshaus unsicheren Lehnsengeschlechtes war damit gebrochen. Asseburg ging in den unmittelbaren Besitz des Welfenhauses über. Damit hatten die Herren von Asseburg ihren Stammsitz verloren.

Erneut rückt die Asseburg im 14. Jahrhundert zur Zeit Herzog Otto des Mildens in den Blickpunkt der braunschweigischen Landesgeschichte. Dieser mußte sie 1331 an die Stadt Braunschweig verpfänden. Da auch nach seinem Tode seine Brüder Magnus und Ernst kein Geld zur Einlösung besaßen, wurde die Pfandzeit bis 1345 verlängert. Dann erhielt die Stadt Braunschweig die Asseburg mit allem Zubehör für 1470 Mk löthigen Silbers.

Da die Burg in keinem guten baulichen Zustand war, kam es wiederum zu einem Streit zwischen dem Herzogshaus und dem Rat der Stadt Braunschweig, wer für die weitere Unterhaltung der Burg aufkommen sollte. Als Schiedsrichter entscheidet der Bischof von Hildesheim, daß der Herzog die Kosten übernehmen müsse. In den folgenden Jahren 1358, 1367 und 1371 wird die Pfändung erneut bestätigt und verlängert. Die Folgen des im April 1374 in Braunschweig ausgebrochenen Gildenaufstandes wirkten sich auch auf die Asseburg aus. Vorübergehend wird die Feste 1381 von den v. Weferlingen und v. Veltheim erobert. Sie kommt aber nach einem Jahr wieder in den Besitz der Stadt Braunschweig zurück. 1384, 1387 und 1390 verpfändet der Rat sie seinerseits weiter, bis daß sie zwei Jahre später mit allem Zubehör an das Herzogshaus zurückfällt. Als 1406 Herzog Heinrich in Gefangenschaft des Edelherrn von der Lippe gekommen war, bat er die Stadt um Stellung eines Lösegeldes von 2000 Mk. Die Asseburg wurde als Pfand an den Rat der Stadt gegeben. Weil aber andererseits die Unterhaltung einer solchen Burg außerordentlich kostspielig war, trachtete die Stadt danach, erhöhte Einnahmen durch Vergrößerung des Besitzes um die Asseburg zu erzielen. So erwirbt sie u. a. am 30. November 1470 für 25 Mk und 2 Ellen Leidensch Tuch 13 freie Hufen unterhalb der Burg — das sogenannte Rodeland — und einen Teich zur Fischzucht, 1473 einen Hof zu Groß Denkte, 1478 einen Meierhof des Stiftes Gandersheim mit 18 freien Hufen in dem gleichen Dorfe. Damit besaß die Asseburg einen ansehnlichen Besitz.

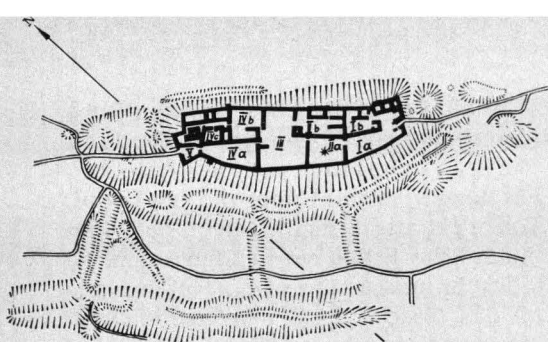
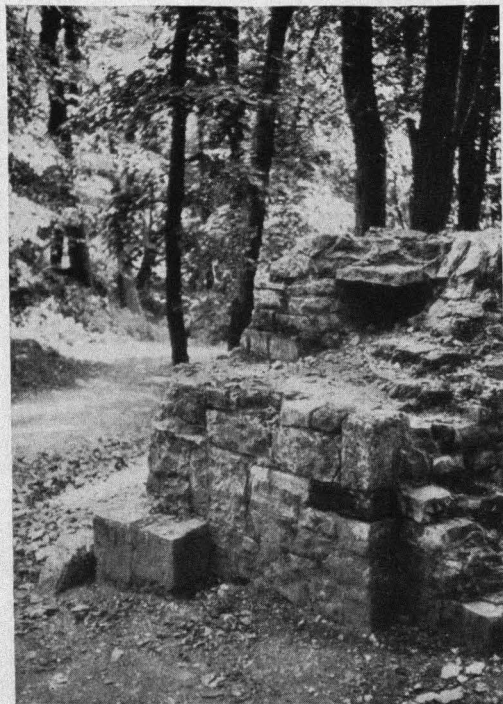


Abb. 4 Rekonstruierter Grundplan der Asseburg

Burg diese starke Festung nicht genügend verteidigt werden konnte. Am 19. August 1492 verließ die städtische Mannschaft die Burg, die sie vor ihrem Abzuge noch in Brand steckte. Es wird überliefert, daß sie wie eine große Fackel gebrannt habe und daß man von Braunschweig aus die emporzüngelnden Flammen am Abendhimmel habe sehen können. So sank die ehemals mächtige Burg zu einem traurigen Trümmerhaufen zusammen. Im Friedensschluß vom 4. Juni 1694 erhält Braunschweig den Gerichtsbezirk Asseburg mit allem Zubehör zurück. Eine erneute Verpflichtung vom Jahre 1519, sie wieder aufzubauen, wurde von den Braunschweigern nicht eingehalten.

Wie sah die Burg aus?

Der Lage auf dem recht schmalen Südkamm der Asse — von Südosten nach Nordwesten verlaufend — entspricht die Grundrißform der Burg. Von den äußeren Befestigungen sind die Gräben und Wälle noch gut zu erkennen (s. Plan), ferner die Anlage der bereits erwähnten Quergräben vor den beiden schmalen Seiten entstandenen mehrfachen Erhebungen, die sicherlich einst zu Beobachtungs- und Verteidigungszwecken ausgebaut gewesen sind.



1491 fühlte sich Herzog Heinrich der Ältere stark genug, alle Hoheitsrechte von der Stadt zurückzuerlangen. Der Rat lehnte dies ab. Darauf kam es zu einer Fehde zwischen den Herzoglichen und der Stadt Braunschweig, der ja die Asseburg gehört. Bald erkannte der Rat, daß bei der weiten Entfernung von dem Stadtgebiet Braunschweig und bei dem spürbaren Wassermangel innerhalb der

Heute stehen von der Burg lediglich die Reste der Grundmauern. In der Längen-Ausdehnung unterscheiden sich zwei Teile: eine niedrige südöstliche Hälfte, die durch vier Quermauern mit Toren in fünf Höfe eingeteilt worden ist und in eine

Abb. 5

Der südliche Eckpfosten des Tores I mit dem Bruchstück eines Prellsteines und den gut erhaltenen Aussparungen im Mauerwerk, in die einst die Balken vorgelegt wurden.

(Erhaltungszustand 1954)

Abb. 6

Ein Stück der alten
Trennmauer zwischen
den Innenhöfen Ib
zu II b

(Erhaltungszustand
1954)



höher gelegene nordwestliche Hälfte, die die Wohngebäude enthält. Die Unterteilungen entsprechen sich etwa in beiden Hälften.

Die 1892 durchgeführten Ausgrabungen seitens des Assevereins durch Regierungsbaumeister Osten sind leider nicht zu Ende geführt worden. Die Aufgliederung der einzelnen Innenräume wird folgende gewesen sein:

Die Aufteilung in diesem Innenhof I war so: In Ia lag unmittelbar hinter dem Tore, wie auch noch eine kurze Mauer mit Aussparung zeigte, die Pförtnerstube mit ihrem Eingang. Im erhöhten Innenhofe Ib lag an der östlichen Außenseite, die eine besonders starke Mauer aufwies, der sehr starke, im Grundriß quadratische Turm der Vorderburg. An ihn schlossen sich nach der Ostecke zu zwei ebenfalls fast quadratische Räume an. Auch nach der anderen Seite zu lagen ähnliche Räume, deren Abgrenzungen zueinander heute sehr schwer zu erkennen sind. An der inneren Stützmauer läßt sich nur noch ein altes Kellerfundament mit nordsüdlicher Achse und mit einem Tonnengewölbe nachweisen.

Die Form des Innenhofes deutet an, daß vielleicht auch dieser ursprünglich noch einmal in sich geteilt war. Beide Außenmauern weisen einen Knick auf, der sich auffälligerweise auch in dem Mauerstück des ursprünglichen Kellers in gleicher Richtung findet.

II. Von Innenhof II gelangt man durch ein zweites Tor, das noch recht gut erhalten ist, in den Innenhof II. Die auch hier wieder in der Mitte sich fortsetzende innere Stützmauer besteht vorwiegend aus Muschelkalkquadern. Innerhalb der Fläche IIa liegt eine Zisterne. Eine weitere Aufteilung dieses Raumes läßt sich nicht mehr feststellen. Die Trennwände sowohl nach Ia wie nach III sind wiederum recht stark. In der Fortsetzung der Trennmauer zwischen IIa und Ia findet sich die fortsetzende Quermauer zwischen IIb und Ib. Auffälligerweise ist sie erst 0,90 m stark, dann verdickt sie sich auf 1,30 m. Sie enthält ferner eine deutliche Schießscharte, die aber zum Teil durch eine Gebäudeabgrenzungsmauer verdeckt wird. Wie auf Fläche Ib finden sich auch auf IIb wiederum räumliche Unterteilungen. Zumindest drei bzw. vier Räume lassen sich unterscheiden. Inter-

essant ist dabei, daß diese einzelnen Mauerzüge nicht einbinden, so daß, wie P. J. Meier nachgewiesen hat, angenommen werden muß, daß diese Räume auf II b späterer Entstehung sind. Auffällig ist weiterhin, daß in der südwestlichen Abgrenzungsmauer dieser Räume noch eine Nische, deren Breite 0,95 m und deren Tiefe 0,70 m ausmacht, ausgespart ist. Weiter findet sich nach Nordwesten zu ein breiter stichbogiger Eingang zu einem Keller. Die Fläche II b wird an der Stützmauer durch einen ebenfalls im Grundriß quadratischen Turm mit einem ehemals tiefen Verließ abgeschlossen. Abb. 7.



Abb. 7

Erhaltene Mauerteile
auf der Innenfläche II b

(Foto 1954)

III. Während zwischen I b und II b kein Durchgang bestand, zeigt sich jetzt neben dem Turm eine deutlich ausgesparte Maueröffnung zwischen II b und III. Aber auch zwischen II a und III ist wieder ein Tor erhalten, das noch sehr gute Pfosten zeigt. Sie bestehen in ihrem Kern fast ausschließlich aus Rogenstein.

Weitere Innenbauten lassen sich heute nicht mehr erkennen. Vielleicht war es auch ein Innenhof, der seine wirtschaftliche Bedeutung hatte.

IV. Die räumlichen Verhältnisse sowohl in IV a wie in IV b geben noch einige Fragen auf. Von III zu IV a liegt wieder ein Tor, deutlich erkennbar, von dem rechtwinklig eine Mauer von gleicher Stärke wie das Tor selbst in den Innen-



Abb. 8

Trennmauer zwischen
den Innenhöfen III
und IV b mit zwei
Schießscharten

(um 1954
aufgenommen)

hof III vorspringt. Auch nach IVb verläuft ein Tor, jedoch in eine Ecke eingebaut, eingeschlossen von zwei Mauern. An den Mörtelspuren erkennt man, daß dieser Zugang zeitweilig vermauert war. Dennoch sind an beiden Seiten die Aussparungen in dem Mauerwerk für die Sperrbalken nachzuweisen. Interessant ist ferner, daß in der Trennmauer zwischen III und IVb zwei Schießscharten sich finden, die nach Südosten gerichtet sind. Auf IVb scheint nur ein Gebäude gestanden zu haben und zwar in Anlehnung an die Innenmauer.

Auf IVa waren keinerlei Reste von Aufbauten nachzuweisen.

Eine um so reichere Gliederung zeigt IVc. In der Mitte liegt der starke quadratische Turm, der sich auf sehr starken Grundmauern hoch erhebt. An der nördlichen Außenmauer liegen in den Ecken ein kleinerer und größerer Raum von rechteckigem Grundriß. Sie schließen einen dritten Raum in der Mitte ein, der ein Kreuzgewölbe besaß. Unterhalb von ihm lag ein flachgedeckter Raum. Interessant war auch hier, daß die Quermauer dieses Mittelraumes nicht mit der großen Randmauer bündig war.

An der Innenmauer lagen ebenfalls noch einige Räume, ein trapezförmiger und zwei rechteckige im rechten Winkel zueinander. Abb. 9.

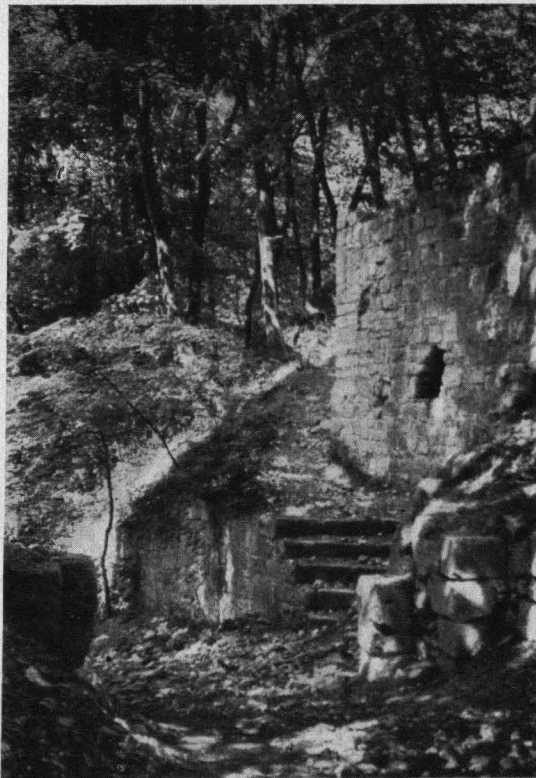
V. Es ist jene Fläche, die sich durch ein Tor unterscheidet von der Fläche IVa, die dennoch längs der Fläche IVc verläuft. Es ist also eine Fläche, die sich nur nach dem Grundriß von Voges in der niederen südöstlichen Hälfte befindet. Es besteht jedoch die Vermutung, daß sich auch auf der höheren nordwestlichen Hälfte noch eine Abteilung — etwa Vb — befunden hat. Vielleicht könnte die Mauer, die in Fortsetzung des Tores an der Südecke des erwähnten Turmes hindurchläuft, eine Fortsetzung nach der nordwestlichen Mauer des Mittelraumes gewesen sein.

In V war ebenfalls kein Innenbau nachzuweisen.

Der vermutliche Weg, der einheitlich durch sechs Tore an der niederen südöstlichen Hälfte immer an der Trennmauer entlang verlaufen ist, verläßt die Burg ebenfalls in einem noch gut nachweisbaren Tor, das aus Quadersteinen — sowohl Kalk- wie Rogensteinen — aufgebaut ist, und in dem sich noch die Prellsteine in guter Erhaltung und ehemaligen Lage befinden. Dieses letzte Tor erweckt den Eindruck, als ob es erst in dem letzten Stadium der Burg aufgebaut worden ist.

Abb. 9

Der Treppenaufgang
am Bergfried hinter Tor V
(Zustand 1954)



Johann Royers

Beobachtungen über die Pflanzenwelt des nördlichen Harzvorlandes und des Brockens im 17. Jahrhundert

mitgeteilt und erläutert von Wilhelm Osterloh

Johann Royer, herzoglich braunschweigischer Hofgärtner auf Schloß Hessen am Fallstein von 1607 bis 1655, über dessen Leben und Wirken ich in Heft 2/1973 der „Braunschweigischen Heimat“ berichtete, befaßte sich in seinen Veröffentlichungen außer mit Garten-, Arznei-, Gewürz- und Küchenpflanzen, die er in dem seiner Obhut anvertrauten Schloßgarten zu Hessen zog, auch mit wildlebenden Pflanzen, die er bei seinen Streifzügen durch die nähere und weitere Umgebung von Hessen und bei einem Brockenbesuch beobachtet hatte. Er tat dies unter der Kapitelüberschrift „Von denen Kräutern, Blumen und Gewächsen, so die Benachbarte Wälder, Berge, Gründe, Brüche und der Gaterschlebische See und von sich selbst geben“.

Er behandelte hier den (Großen) „Fallstein“, den „Großen Heytesberg“, das „Moraß oder Bruch“ (Schiffgraben), den „Klotzberg bei Heuber“ (Hedeper), die „Alte Asseburg“, den „Hüe“ (Huy), „Blockesberg“ (Brocken), „Gaterschlebischen See und Berg“ (Gatersleben, bischöfliches Haus, das Herzog Heinrich Julius als dem „postulierten“ Bischof von Halberstadt unterstand). Hier konnte R. tauschen: „Unvermuthlich fand ich auch einen schönen *Hyacinthum Comosum purpureum*, *Hyacinthum stellatum album* und *Hyacinthum racemosum caerulea* ¹⁾“, „davon ich etliche bulbos ²⁾ ausgehoben“.

Kl. Fallstein, Elm, Schimmerwald und Heeseberg erwähnte er nicht. Sie lagen für den Fußgänger Royer zu weit ab. Der direkte Weg nach dem Kleinen Fallstein von Hessen quer durch den Großen Fallstein, über Ackerfluren und weitgehend pfadlos, den ich oft ging, mag damals zu schwierig und gefährlich gewesen sein. Der Huy ist zwar noch weiter entfernt, aber an ihm vorbei führt die Straße nach Halberstadt (und Gatersleben). Royers Obere reisten natürlich zu Pferd oder Wagen. Erstaunlich ist, daß er (bis auf den Klotzberg) nichts schrieb über jene zahlreichen kahlen Kuppen und Hänge im Raum zwischen Ilsetal und Quedlinburg, die als langweilig und öde gelten, aber für ihre Besucher eine Reihe seltener, interessanter und farbenprächtiger Pflanzenarten bieten, z. B. das Adonisröschen (*Adonis vernalis* L.) das ich bis 1941 sogar an Straßenböschungen und auf Felldrainen noch antraf. Royer nennt es nur vom Huy. Fallstein, Asse und Huy zeigen den für unsere engere und weitere Heimat dominierenden Typ des Laubmischwaldes.

Die Besprechung aller von Royer genannten Räume ist unmöglich. So behandle ich eingehend den Fallstein, den wir, Royer und ich mit einem Zeitabstand von rund 300 Jahren; wohl am meisten aufsuchten. Von Hessen ist er zu Fuß in 20 bis 25 Minuten erreichbar.

Die von Royer genannten Pflanzenarten sind zum Teil durch gleiche oder fast gleiche deutsche oder griechisch-lateinische Namen wie heute leicht zu identifizieren. Bei einem weiteren Teil wechselte inzwischen die Bedeutung der fremden oder deutschen Namen, aber eine wahrscheinlich richtige Deutung ist durch Zusätze Royers, die Art des Fundortes usw. doch möglich. Bei vielen Pflanzen ist

eine Deutung nicht möglich. Das ist keine Kritik an Royer! Bei allem Fleiß und sehr guter Beobachtungsgabe war er auf die durch Gärtner, Apotheker und Kräuterweiber kolportierten und die leider auch nicht immer genauen Angaben in Kräuter-, Arznei- und Alchimistenbüchern angewiesen. Bestimmungsbücher gab es nicht. Auch unsere heutigen Botaniker sind bei vielen Arten, Abarten, Formen oder Kreuzungen durchaus nicht einer Meinung.

Der Fallstein: Dass ist ein Wald, nahe bey³⁾ ... Die Kräuter belangend, so ich allhier gefunden, deren aber ein ander, so es abwarten kann, vielmehr observieren⁴⁾ wird, sind diese: Umb und bey gedachtem Spring-Brunn wächst der Ebulus oder Attich in grosser Menge, wird von den Kräuter-Weibern daselbst geholet, auch die Beere von den Nachbarn, als ein Arzney-Mittel fleissig abgesehen, und wie die Holderbeer gebraucht“ (Zwerg-Holunder, Sambucus ebulus L., konnte dort nur verwildert sein).

In dem Wald wird Leucoium bulbosum häufig gefunden, zu Teutsch weisse Zeitlosen genand, und zwar unterschiedlicher Arth, denn etzliche klein subtil, von Blumen, etzliche schön gross (Märzenbecher, Leucojum vernum L., noch in Menge).

Item Pseudonarcissus luteus oder gelb Jakobstab (Gelber Goldstern, Gagea lutea L., noch da).

Fumaria bulbosa major & minor, mit braunrothen und weissen Blumen (Hohlknolliger Lerchensporn, Corydalis cava L., noch häufig).

Moschatella (Moschuskraut, Adoxa moschatellina L., noch da).

Allium ursinum (Bären-Lauch, Allium ursinum L., häufig).

Arum maculatum majus und minus (Gefleckter Aronstab, Arum maculatum L., häufig).

Lilium convallium (Maiblume, Convallaria majalis L., in Menge).

Unifolium (nichtblühende Schattenblume, Majanthemum bifolium L., häufig).

Bifolium, sonst Ophris genandt (er meint blühende Schattenblume, die zwei Blätter hat. Aber Ophris? Ophris ist heute die Fliegenblume, Ophrys insectifera L., eine Orchidee, die ich noch am Fallsteinstrand vereinzelt sah).

Polygonatum oder Sigillum Salomonis latifolium majus & minus, wie auch das angustifolium unterschiedlicher Arth (majus = groß, minus = klein, angustifolius = schmalblättrig, Vielblütiger Salomonssiegel, Polygonatum multiflorum L., häufig; denkbar war damals auch Quirlblättriger S., P. verticillatum L., nicht gesehen).

Herba paris (Vierblättrige Einbeere, Paris quadrifolia L., noch da).

Martagon oder Lilium montanum (Türkenbund, Lilium martagon L., montanum = Berg).

Vinca, per vinca (Kl. Immergrün, Vinca minor L., noch da).

Hepatica nobilis, von unterschiedlichen Farben, als Violenblaw, Purpur-Fleischfarbe, roth, weiss und silberfarbe, auch zweymahl mit gefüllten Blumen daselbst gefunden (Leberblümchen, Hepatica nobilis Mill., häufig, im westlichen Fallstein größere Bestände rot- oder weißblühend von mir beobachtet).

Pulmonaria maculosa & non maculosa, deren einmahl eine Pflanze mit ganz schönen hellweissen Blumen allhier gefunden (Gebräuchl. Lungenkraut, Pulmonaria officinalis L., häufig, maculosa = gefleckt; ich sah eine weißblühende).

Virga aurea (Gemeine Goldrute, *Solidago virgaurea* L., häufig).

Alchimilla (Gemeiner Frauenmantel, *Alchemilla vulgaris* aggr., häufig).

Sanicula (Europ. Sanikel, *Sanicula europaea* L., häufig).

Agrimonia (Kl. Odermennig, *Agrimonia eupatoria* L., häufig).

Sphondylium (Gem. Bärenklau, *Heracleum sphondylium* L., noch da).

Angelica sylvestris (Wald-Brustwurz, *Angelica sylvestris* L., noch da).

Herba Kunigundis (Hanfartiges Kunigundenkraut, Wasserhanf, *Eupatorium cannabinum* L., noch da).

Tormentilla (Heideckern, Blutwarz, *Potentilla tormentilla* Neck., noch da).

Dentaria (Zwiebeltragende Zahnwurz, *Dentaria bulbifera* L., höhere Lagen wenig).

Origanum purpureo & albe flore (Brauner Dost, *Origanum vulgare* L. aggr., noch da, auch weißbl.; *purpureo* = rot; *albe*, *albo* = weiß).

Clinopodium (Gem. Wirbeldost, *Calamintha clinopodium* Spenn., häufig).

Centaureum minus, flore rubro & albo (Großes Tausendgüldenkraut, *Erythraea centaureum* Pers. = *Centaureum minus* aggr., noch da, weißblühend nicht gesehen, *flore rubro* = Blüten rot).

Betonica flore purpureo & albo (Gebräuchl. Betonie, *Betonica officinalis* L., noch da).

Polygala flore caerulea, alba, rubro & purpureo (Gem. Kreuzblume, *Polygala vulgaris* L., blaublühend = *caerulea*, häufig; und Schopfige Kr., *P. comosa* Schk., blau-, rot- oder weißblühend, seltener).

Turritis (Kahles Turmkraut, *Turritis glabra* G., noch da).

Stachys (Wald-Ziest, *Stachys sylvatica* L., häufig).

Campanula persifolia (Pfirsichblättr. Glockenblume, *Campanula persicifolia* L., selten).

Campanula foliis Urticae (Nesselblättr. Glockenblume, *C. trachelium* L., häufig, *Urtica* = Brennessel).

Glycyrrhiza sylvestris zweyerley, eines mit Stengeln und starcken Blättern (Süßholzblättr. Tragant, *Astragalus glycyphyllos* L., häufig).

Aconitum luteum, zweyerley, eines mit gar grossen breiten und doch zerspaltenen Blättern; das andre mit vielen kleinen und sehr zerschnittenen Blättern (Wolfs-Sturmhut, *Aconitum vulparia* aggr., noch da).

Pimpinella wächst daselbst zweyerley Arth, eine mit grossen und breiten Blättern, und denn eine mit krausen zerkebeten Blättern (Gr. Bibernelle und Kl. Bibernelle, *Pimpinella major* Huds. und *P. saxifraga* L., beide noch da).

Genista Myrtifolia, Genistella tinctoria (Färber-Ginster, *Genista tinctoria* L., noch da).

Mezereon Germanorum (Gem. Seidelbast, *Daphne mezereum* L., noch da).

Unsichere Arten:

Helleborine latifolia & angustifolia flore albo (zwei Orchideen: Großblütiges Waldvöglein, *Cephalanthera damasonium* Druce, Blätter mehr eiförmig; und Langblättr. W., *C. longifolia* Fritsch, Blätter länglich, Blütenstand entschieden endständig; beide noch im Fallstein, das Langblättrige sehr selten; *latifolia* =

breitblättr. R. kann die beiden Orchideen Breitblättr. Sumpfwurz, *Epipactis helleborine* aggr., und Violette S., *E. purpurata* Sm. nicht meinen, trotz des Wortes helleborine, wiewohl beide im Fallstein wachsen; ihre Blütenfarbe ist \pm rot bzw. violett; *purpurata* treibt gern mehrere blühende Stengel (Büschel); R. wäre das aufgefallen).

Orchis (vermutlich Geflecktes Knabenkraut, *Dactylorhiza maculata* Soó aggr., noch da).

Tragorchis (Breitblättr. Knabenkraut, *D. majalis* Hunt et Summerh. aggr., Deckblätter auffällig länger; typische Wiesenpflanze, aber da ich sie in den Siebenbergen und im Rieseberg beobachtete, kann sie R. auch im Fallstein gesehen haben).

Satyrion unterschiedlicher Arth; hoch und niedrig, mit breiten und schmalen Blättern, mit rothbraunen, Leibfarb. gesprengeten, auch gantz Schneeweissen Blumen (Braunes Knabenkraut, *Orchis purpurea* Huds.; noch da; hat R. im Fallstein auch noch das Helm-K., *O. militaris* L., gesehen und beide zusammengeworfen wie viele Botaniker noch vor Jahrzehnten? Ich sah *militaris* nur am Röhns- tal b. Osterwieck).

Pyrola viererley Arth (drei Arten dürften im Fallstein sein: Einseitswendiges Wintergrün, *Orthitis secunda* House; Kl. W., *Pyrola minor* L.; Rundblättr. W., *P. rotundifolia* L.; ich sah nur *secunda* und *minor*).

Myrrhis (Wald-Kerbel, *Anthriscus sylvestris* Hoffm., noch da).
Veronica mit grossen und kleinen Blättern (Großer Ehrenpreis, *Veronica teucrium* L. aggr.; und Gebräuchlicher E., *V. officinalis* L.; beide noch da).

Nummularia major & minor (Gem. Lysimachie, *Lysimachia vulgaris* L.; hochwüchsig; und Hain-L., *L. nemorum* L., kriechend; beide noch da).

Saxifraga aurea (da es bei uns keinen gelbblühenden Steinbrech gibt, meinte er vielleicht das Wechselblättrige Milzkraut, *Chrysosplenium alternifolium* L., noch da; *aurea* = goldgelb).

Morus Diaboli flore caeruleo, rubicundo & albo (Schwarze Teufelskralle, *Phyteuma nigrum* F. W. Schmidt, Blütenstand dunkelblau; R. muß sie auch rotblühend gesehen haben; *albo* ist die Ährige T., *Ph. spicatum* L., häufig; *nigrum* selten).

Hypericon majus & minus (im Fallstein mehrere Arten Johanniskraut, besonders das Durchlöchernte J., *Hypericum perforatum* L.).

Canyza major latifolia (Sparriger Alant, *Inula conyzia* DC., noch da).

Valeriana zweyerley (Gebräuchl. Baldrian, *Valeriana officinalis* L. aggr., häufig u. formenreich; vielleicht auch Zweihäusiger B., *V. dioca* L., auf Sumpfwiesen).

Jacea capitula villosa gleich der Austriacae (*capitula villosa* = behaartes Haupt; Gr. Flockenblume, *Centaurea scabiosa* L., noch da; oder wegen *villosa* eine Distel, Eselsdistel oder Kratzdistel).

Ranunculus nemorosus flore luteo, albo & purpureo (Gelbes Windröschen, *Anemone ranunculoides* L., Busch-W. [*A. nemorosa* L.], auch purpurviolette Form; alles häufig).

Item Ranunculus latifolius & maculosus flore luteo (Goldgelber Hahnenfuß, *Ranunculus auricomus* aggr.; Zottiger H., *R. Lanuginosus* L., vielleicht auch Kriechender H., *R. repens* G., alles häufig).

darunter welche mit weissen Blumen (sollte R. noch den Sturmhutblättr. H., *R. aconitifolius* L., im Fallstein gesehen haben?).

So hat man auch einmals *Ranunculum* mit einer schönen gelben Blumen angetroffen (gefüllt?)

Pneumonanthe flore caerulea & purpureo (Fransen-Enzian, *Gentianella ciliata* Borkh.; vielleicht noch Kreuz-E., *Gentiana cruciata* L., jetzt fehlend, aber rotblühend?).

Lathyrus dreyerley Arth, eines mit schönen roth-braunen (?), das andere kleiner mit ganz rothen, das dritte mit blawlechtigen Blumen (die häufige Frühlings-Platterbse, *Lathyrus vernus* L., hat schön rote, später schmutzig-bläuliche Blüten).

ein *Pisum sylvestre & perenne* wächst daselbst hoch auf mit braunrothen Blumen (?) (Wald-Wicke, *Vicia sylvatica* L., häufig).

Nicht bestimmbare

Ornithogalum luteum (*Ornithogalum*, Milchstern, wächst nicht im Walde und blüht weiß. Vielleicht meint er die im Fallstein sehr häufige Hohe Schlüsselblume, *Primula elatior* L.; und die auf trockeneren Triften seltenere Echte Sch., *P. veris* L.).

Testiculus vulpinus (in Verbindung mit den früher als *Aphrodisiakum* angesehenen runden Knollen mancher Knabenkräuter (orchis = Hode) könnte das Manns-Knabenkraut, *Orchis mascula* L., gemeint sein. Es wächst zerstreut im Fallstein; in einem riesigen Erdfall am Fußwege Hessen—Osterwieck sogar Großbestände dieser Orchidee; jedoch *vulpinus* ist unklar, das Wort hat mit Fuchs zu tun).

Consolida aurea vel Sarracenica (ein Habichtskraut, *Hieracium*?).

Museus pulmonaris (keine Erklärung; *Pulmonaria*, Lungenkraut, zählt er a. a. O. auf).

Auricula muris major (unklar; Mauer-Habichtskraut, *Hieracium murorum* L., wächst selten im Walde).

sonst *Pilosella* (Kleines Habichtskraut, *H. pilosella* L., wächst selten im Walde. Im Fallstein wachsen noch mehrere, leicht verwechselbare und teilweise bastardierende Arten *Hieracium*). Diskussionsstoff für Botaniker!

Auricula muris caerulea; sonst *Echium scorpioides* (ganz unklar; caerulea könnte auf das häufige Wald-Vergißmeinnicht, *Myosotis sylvatica* aggr., deuten).

Ascyron (unbekannt).

Conyza minor caerulea, ein fein *Anchusa* (*Anchusa* deutet auf einen Rauhlblättler. Der am Fallstein wachsende Purpurblaue Steinsame, *Lithospermum purpureo-coeruleum* L., ein Rauhlblättler, blüht indes zuerst rot, dann blau).

Cotula lutea, sonst *Bupththalmum* etlicher Arthen (es könnte Alant, *Inula*, gewesen sein; das heutige *Bupththalmum*, Rindsauge, kommt hier nicht vor).

Cerviaria major & minor flore caeruleo & albo (R. meinte vielleicht die seltene Natterkopfbältrige Glockenblume, *Campanula cervicaria* L.; und die noch sel-

tenere Geknäuelte G., *Campanula glomerata* L.; beider Vorkommen jetzt sehr fraglich).

Ich habe auch ein Cervaricam gefunden mit ganz gefüllten Blumen, die ich in den Fürstl. Lustgarten verpflanzt, da sie hernach noch schöner und grösser geblühet (an beide Arten erinnern beliebte Gartenformen der Glockenblume).

Chondrilla lutea mit schön gefüllten Blumen, Rapunculus nemorosa und Orobis wird auch da gefunden, gleich wie der Orobis pannonicus anzusehen, mit schönen braunrothen auch mit ganz weissen Blumen (alles unklar; Chondrilla heißt heute ein sehr seltenes Sandackerkraut, Orobis müßte Platterbse bedeuten, Ropunculus ist heute das Rapünzchen).

Nirgendwo findet sich bei R. ein Hinweis auf unsere schönste Orchidee, den Frauenschuh (*Cypripedium calceolus* L.). Ich besuchte in den Spätfrühlingszeiten von 1934 bis 1941 den Standort dieser Kostbarkeit an einem Tobel nahe dem Schnittpunkt des Fußweges Veltheim a. Fallstein—Osterwieck mit der von O nach W führenden Waldstraße „Hauptlinie“. Es blühten immer 30 bis 40 Exemplare, darunter die seltene Abart *viridiflorum* M. Schultze, bei der bis auf den „Schuh“ die ganze Blüte grün ist. Es wurde nie geräubert. Bekannte teilten mir nach dem Kriege ihre Befürchtungen mit, der Standort könne durch Vergrößerung eines Steinbruches vernichtet worden sein. R. wird tatsächlich nie den Frauenschuh gesehen haben. Das konnte drei Gründe haben: 1. Die Pflanze kann erst nach Royers Zeit in den Fallstein eingewandert sein. 300 Jahre ist dazu eine genügend lange Zeit, und Orchideen können unberechenbar sein. 2. Frauenschuh verzichtet ganz auf Austreiben bei völligem Kahlschlag des Waldes. 3. Frauenschuh verzichtet auf Blüten, wenn der Standort zu dunkel und dicht wird. Bei weiterer Verschattung treibt er nicht mehr. Die Wurzelstöcke der Pflanze können mit Hilfe „ihrer“ Bodenpilze jahrzehntelang überleben und treiben wieder bei lockerer Bewachsung des Bodens bzw. Durchlichtung.

Die Flora der Asse und des Huy ähnelt der des Fallsteins. Von der Asse meldet Royer auch die Gemeine Akelei (*Aquilegia vulgaris* aggr.) und den äußerst seltenen Melissenblättrigen Bienenfaug (*Melittis mollisphyllum* L.).

„Der große und kleine Heytesberg“ (Heitsberg), am Westrande Hessens, wurde längst zu Ackerland und somit uninteressant. In Gatersleben war ich nie.

„Der Morass oder Bruch“

„Der ziehet an der Hessemischen Feldmark herumb, erstreckt sich ziemlich weit und lang, trägt zwar meistens Schilff und Rohr, jedoch kommen auf denen dran liegenden Wiesen feine *Simplicia* herfür, so auch die Apotheker nicht entraten können ... Das Schiffgrabenbruch wurde durch die Schiffbarmachung der Hessener Aue und des Schiffgrabens bereits vor und zu Royers Zeiten in seinem Pflanzenbestande erheblich verändert. Durch spätere Verbesserungen, zuletzt nach 1945, Einkoppelungen, Entwässerungen, verstärkte Kunstdüngung der Wiesen und Einleiten der Abwässer von der Zuckerfabrik Hessen auf die Wiesen südöstlich von Mattierzoll ging dieser Prozeß weiter. Zu meiner Zeit war die Herbstzeitlose (*Colchicum autumnale* L.) schon sehr selten geworden. Die von Bertram noch erwähnten seltenen Orchideenarten wurden bereits vor sehr langer Zeit, die häufigeren vor langer Zeit ausgerottet. Die Identifizierung der von Royer genannten Gewächse ist daher schwieriger als vom Fallstein. Ich nenne nur die leidlich sicheren Arten. An den Wasserläufen ist die Flora noch etwas reicher⁵⁾.

als sonderlich das *Scordium*, so da heuffig hin und wieder zu finden (Knoblauchs-Gamander, *Teucrium scordium* L., jetzt fraglich).

die *Petasites* (Gebräuchliche Pestwurz, *Petasites hybridus* Gaertn.)

wächset auch an dem Graben viel (noch häufig).

etzliche Spezies *Iridis*, als gelbe mit Violbraun gesprengt (Gelbe Schwertlilie, *Iris pseudacorus* L., noch da).

Iris angustifolia pratensis flore caerulea & alba (Sibirische Sch., *Iris sibirica* L., blau, selten weiß, weitgehend ausgerottet).

die *Cardamine* wächset auch darinnen, worunter ich einmal eine Pflanze mit gefüllten Blumen gefunden (Wiesen-Schaumkraut, *Cardamine pratensis* aggr., häufig).

Flos cuculi mit roth und weissen Blumen (Kuckuckslichtnelke, *Lychnis flos-cuculi* L., häufig).

Serratula tinctoria mit braunen und weissen Blumen (fraglich, denn die Färber-Scharte, *Serratula tinctoria* aggr., blüht rot).

Millefolium mit schönen Purpurblumen (Gemeine Schafgarbe, *Achillea millefolium* aggr., häufig, blüht weiß, oft rötlich).

Conyza major palustris (Wiesen-Alant, *Inula britannica* L., zerstreut; oder gar Echter A., *I. helenium* L., noch von Hampe angegeben).

Symphitum majus mit braunen und weissen Blumen (Gebräuchl. Beinwurz, *Symphitum officinale* aggr., häufig, blüht rot oder weiß).

Lysimachia mit rothen Leibfarben und auch gelben Blumen (Gem. Lysimachie, *Lyssimachia vulgaris* L., häufig).

Ulmaria oder *Barba caprae* (Sumpf-Spierstaude, *Filipendula ulmaria* aggr., häufig).

Herba Kunigundis (Kunigundenkraut, *Eupatorium cannabinum* L., häufig).

Cirsium, dreyerley Gestalt (eine bestimmt die häufige Kohl-Distel, *Cirsium oleraceum* Scop).

Gramen Parnassi (Sumpf-Herzblatt, *Parnassia palustris* L., noch da) oder *Hepatica palustris* (*Hepatica* ist jetzt der Gattungsname der Leberblume, *Parnassia* blüht weiß).

der *Ranunculus glomeratus*, sonst *Flos Trollius* genand, wächst auf einer Wiese zwischen Dedeleben und Pabstorf häufig, da ich die grössesten aussgehoben und in den Fürstl. Lust-Garten verpflanzet, sind je länger je schöner geworden (Europ. Trollblume, *Trollius europaeus* L., jetzt fraglich).

item *Lotus tetragonolobus flore luteo* (entweder Wiesen-Platterbse, *Lathyrus pratensis* L., häufig; oder Sumpf-Hornklee, *Lotus uliginosus* Schk., häufig; oder gar die seltene Gelbe Spargelbohne, *Tetragonolobus maritimus* Roth, nach Bertram Schiffgraben, ich sah sie am Aderstedter Busch b. Pabstorf).

so fand sich auch an dem Graben der *Ranunculus lanceolatus major* (Großer Hahnenfuß, *Ranunculus lingua* L., sehr selten).

Trifolium fragiferum (das ist auch der heutige Name, nach L., Erdbeerblättr. Klee; nie dort gesehen, liebt schwach salzige Böden).

Eriophorum pratensis (Vielähriges Wollgras, *Eriophorum polystachyum* L.; oder Breitblättr. W., *E. latifolium* Hoppe; beide häufig).

Es ist auch zwischen Dedeleben und Pabstori ein grosser Grasebrinck, nach dem Bruche warts, worauf ein Stück vom alten Thurn stehet, hat zwar nicht sonderliche Gewächse, doch kommt die *Gentiana minor* oder *Gentianella* gar schön daselbst herfür und ein sonderlich grosses *Eryngium* (Feld, Mannstreu, *Eryngium campestre* L., noch am Hesseberg und bei Hessen-Bau nördlich bzw. südlich des Bruches; *Eryngium* deutet auf Trockenheit, ein Brink liegt höher, daher auch Feld-Enzian, *Gentianella campestris* L. aggr.; oder Deutscher E., *G. germanica* Willd.).

Von der Asse bringe ich lediglich Royers Einleitung:

Die alte Asseburg. Die Asse ist ein lustiger Wald, eine halbe Meilwegs von Wolfenbüttel nach dem Osten hin gelegen, worinnen auff der Höhe noch ein altes Mauerwerck und ein Stück vom Thurn stehet, die alte Asseburg genand, ist alles mit Bäumen und Buschwerk bewachsen, aber auch mit schönen Kräuterlein und Blümlein gezieret, wenn man von Grossen Dencke in den Wald und nach der alten Burg hinauffgehen will, ligt oben am Berge ein blosser Grasebrinck ...

Ebenso vom Klotzberg:

Der Klotzberg. Dieser ligt nahe bei Heuber, eine gute Meilwegs von Hessem, und für dem Bruche herfür, bringt auch viel schöner Kräuterlein und Blümlein, sonderlich nach dem Süden oder Mittag und auff den Seiten. Die *Pulsatilla* wächst fürnemlich sehr häufig allda, allermeist zwar mit blawen Blumen, doch habe ich auch eine drunter mit einer weisslechten und rothen Blume gefunden ...

Schade, daß R. nichts Näheres schrieb! Es hätte genügt, wenn er dazugesetzt hätte, „Blumen“ aufrecht, offen. Oder: Blume wie eine Glocke, hängen nach unten. Bei der ersten Art handelt es sich um die Gemeine Kuhschelle, *Pulsatilla vulgaris* Mill., bei der zweiten um die Wiesen-K., *P. pratensis* Mill., deren Blütenfarbe dunkler ist. Möglich waren beide Arten. Nachdem ich in meiner Hessener Zeit aber im gesamten Raum vom Ilsetal bis Quedlinburg einschließlich des Klotzberges nie *vulgaris* sah, ein Übersehen war möglich, aber auf den Kuppen und Hängen beiderseits der Straße Dardesheim — Athenstedt — Aspenstedt — Halberstadt sehr viel *pratensis* sah, bis in die Straßengräben hinein, bin ich überzeugt, daß R. am Klotzberg *pratensis* fand.

Der Brocken

Royer war sicher mehrmals auf dem Brocken. Eine Besteigung mit einem Herzogspaar ist verbriefte. Sie war damals eine bergsteigerische Leistung ersten Ranges. Da die Rodungen der Harzlaubwälder zur Sicherung des Holzverbrauches im Bergbau und ihr Ersatz durch die schnellwachsende Fichte zu Royers Zeit noch nicht den späteren Umfang erreichten, nennt er zwischen Ilsenburg und dem Brocken auch Pflanzen, die wir sehr gut etwa vom Rieseberg oder von den Salzgitter-Höhenzügen kennen, z. B. Türkenbund-Lilie. Ich beschränke mich daher auf die typischen Arten der höheren Bergstufe bis 1142 m.

Der Blockesberg. Dieser Berg, drey Meilwegs von Hessem vorn in dem Hartze gelegen, ist wegen seiner grausamen Höhe und Grösse weit beschryen, kan über etliche Meilen gesehen, aber nicht eher als umb St. Johannis Babtistae.⁶⁾ erstiegen und besichtigt werden, der Kälte und Schnees halber, so sich daselbst nach Pfingsten allererst verleuret, sonderlich ist dieser Berg, vieler vornehmer Kräuter wegen, so da von sich selbst herfür kommen, sehr berühmt. Cistus ledon folijs Rosmarinii, oder wilde Rosmarin (Poleyblättr. Rosmarinheide, Andromeda polifolia L.; auf westlichem Gebiet starke Bestände im Radauer Born und Roten Bruche, die R. nicht gekannt haben kann; er kam von Ilsenburg, aber auch in dieser Richtung noch heute Andromeda-Vorkommen).

Myrtillus oder Heidelbeer, derer hab ich sechserley Arth da gefunden, eine mit gar grossem Laub, und Beeren schwärtzliech, die andere mit viel kleinerem Laub und schwartzen Beerlein, so am gemeinesten (beide Heidelbeere, Vaccinium myrtillus L.). Die dritte Arth ist wiederumb gross von Laub und schwartzen Früchten, so aber zu essen nicht so dienlich, weil sie gleich einen Schwindel im Haupt verursachen (Rauschebeere, V. uliginosum L.), dann sind die rothen Heydelbeeren sonsten Kronsbeer genandt, deren etzliche viel kleiner von Holtz und Laub, die anderen aber viel grösser und schöner an Früchten, die letzte ist mit schönen weissen Beeren, so lieblicher zu essen denn die rothen (Kronsbeere, Preiselbeere, V. vitus-idaea L.). Hinweise auf die dort häufige Moosbeere (V. oxycoccus L.), Krähenbeere (Empetrum nigrum L.) und den Rundblättrigen Sonnentau (Drosera rotundifolia L.) fehlen; auch auf die Zwerg-Birke (Betula nana L.) des Radauer Borns, Roten Bruchs und Lerchenfeldes.

Oben auf dem Berg ist die Pulsatilla in grosser Menge, were zu wünschen, dass man zu der Zeit kommen könnte, da sie blühet, weil sie vielleicht unterschiedliche Farben Blumen trägt, ist aber wegen vieles Schnees nicht fast möglich, mit schönen Violbraunen und gelben Blumen ist sie daselbst ausgehoben (Brockenblume, Alpen-Anemone, Pulsatilla alpina L. aggr.; Blüten weiß, außer ± bläulich-rötlich überlaufen; die gelbblühende Form wurde in neuerer Zeit nie auf dem Brocken beobachtet, sondern nur in den Alpen).

Zwerg-Birke und Brockenblume gehören zu den eiszeitlichen Relikten.

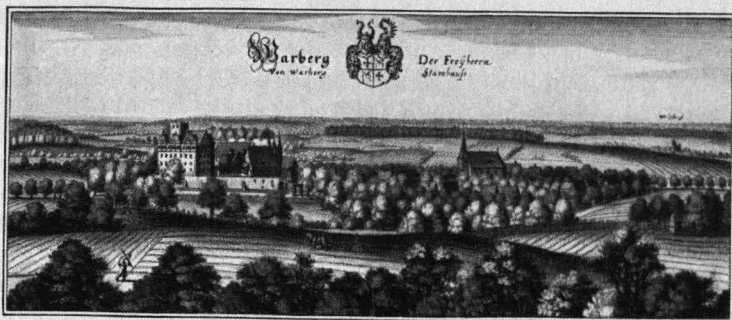
¹⁾ rot-, weiß und blaublühende Hyazinthen. — ²⁾ Zwiebeln. — ³⁾ in: Royer als Hofgärtner. — ⁴⁾ beobachten. — ⁵⁾ Schliephake beobachtete 1946 am Aderstedter Busch b. Pabstorf Kleines Knabenkraut, Orchis morio L.; und Sumpf-K., O. palustris Jacq. — ⁶⁾ St. Johannistag = 24. Juni.

Schrifttum:

- Bertram, Exkursionsflora des Herzogt. Braunschweig, Vieweg-Braunschweig 1908.
Ehrendorfer, Liste der Gefäßpflanzen Mitteleuropas, Graz 1967.
Kohlfärber, Das Fallsteingebiet, Osterwieck und Hornburg, Zickfeldt-Osterwieck 1926.
Libbert, Die Vegetation des Fallsteingebiets, Zickfeld-Osterwieck um 1930. dazu: Neufunde im Fallsteingebiet, um 1935.
Knobloch, Floristische Skizze des Fallsteingebiets, 1949, nicht veröffentlicht.
Schliephake, Dardesheim, briefl. Mitteilungen über Wieder- und Neufunde im Fallsteingebiet, 1948—1952.
Royer, Johannn, „Beschreibung des ganzen Fürst. Braunsch. gartens zu Hessem usw.“ 1. Auflage 1648, 2. Auflage 1651, „gedruckt bei Andreas Dunkkern“, besonders wichtig der Abschnitt: „Was für feine Simplicia in den benachbarten Wäldern“, 3. Auflage, „Beschreibung ... zum andern truck vermehrt und verbessert durch den autoren in verlegung Gottfrid Müllers in Braunschweig 1655“.
Royers Bestallungsurkunde mit seinen Schriften im Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel.

Jugendzeit in Warberg am Elm

von Marie
Cillien,
geb. Heiser



(Vorbemerkung der Schriftleitung: Die Verfasserin, die jetzt 93-jährig in Nörten-Hardenberg bei Northeim wohnt, war die letzte Wirtin der weltberühmten Gaststätte „Mariaspring“, die von vielen Generationen tanz- und trinkfreudiger Göttinger Studenten als Ausflugsparadies besucht wurde. Die Erinnerungen von Marie Cillien an ihre unvergeßliche Kinderzeit am und im Elm sind trotz oder gerade wegen ihrer schlichten Darstellungsweise eine wertvolle, weil ungeschminkte Quelle für unser Wissen vom dörflichen Leben gegen Ende des 19. Jahrhunderts).

Ich wurde am 14. November 1880 in Warberg, Kreis Helmstedt, geboren. In Warberg besuchte ich die Volksschule, in der ich schon im Alter von 5 Jahren aufgenommen wurde. 1895 wurde ich in der dortigen Kirche konfirmiert. Ich bin gesund aufgewachsen. Die Eltern waren fleißige Leute. Rastlos tätig war besonders die Mutter. Der Vater war Leineweber. Die Mutter stammte aus Rábke. Die Eltern der Mutter hatten dort eine Ölmühle, etwas Ackerland und zwei Kühe. Der Großvater dort war Böttchermeister. Der Großvater väterlicherseits war Leinewebermeister.

Wie jedes gesunde Kind spürte ich größte Freude beim Spiel. Zum Spielen hatte ich zwei große Puppen und eine Puppenküche, die mir mein Onkel in Schöningen gearbeitet hatte, ferner eine kleine Wasserbank mit zwei kleinen Eimern. Gern ging ich auch zu Nachbarn kleinen Kindern und spielte mit ihnen. Im Haushalt mußte ich auch viel helfen, z. B. Holz und Kohle hereinholen, die Diele fegen und Sand streuen. Sonnabends mußte ich auch das Holzgeschirr scheuern. Ab und zu kam ein Mann aus Süplingen mit Scheuersand. Eine Malte kostete 5 Pfennig. Der Händler hatte auch weißen Sand zum streuen auf die Diele, denn in jedem Hause war die Diele mit Backsteinen ausgelegt. Eine große Freude hatte ich immer, wenn Mutter mit mir nach Braunschweig fuhr zu unserer dortigen Verwandten. Für mich war es das Schönste, wenn wir dann in der Pferdebahn fahren. Meistens hatte meine Base mir auch ein hübsches Puppenkleid genäht. Unsere Lebensweise war sehr einfach. Wir schlachteten im Winter zwei Schweine und hatten zwei Ziegen. Kartoffeln und Gemüse pflanzte man selber. Auch einen Acker Korn hatten wir, und so backte die Mutter das Brot selber für den Haushalt. Zweimal in der Woche gab es Hülsenfrüchte zu essen und sonnabends Pellkartoffeln mit Specktonke und saure Gurken dazu. Das schmeckte ausgezeichnet. Zum Sonntagsessen kauften wir für mittags Rindfleisch und für abends frische Wurst. Rindfleisch kostete das Pfund 65 Pfennig, die Wurst das Pfund 70 Pfennig. — Im Winter hatten wir immer viel Schnee, so daß der Schneepflug des öfteren die Hauptstraße freischaufeln mußte.

Wir waren so an 80 Kinder in der Dorfschule, Jungen und Mädchen zusammen. Die Schule fing im Sommer um 7 und im Winter um 8 Uhr an und dauerte bis 11 bzw. 12 Uhr. Außerdem hatten wir mittwochs und sonnabends von 1—3 Uhr

Handarbeit in der Schule bei meiner Tante, die Handarbeitsunterricht erteilte. Auch mußte die 1. Klasse jeden Sonntagmorgen von 9—10.30 Uhr in die Kirche, und nachmittags hatte sie noch von 1—2 Uhr bei dem Herrn Pastor Religionsunterricht. Der Pastor hieß Fischer und der Lehrer Riesland. Lehrer Riesland war mit mir immer zufrieden, ich hatte auch Spaß am Lernen. Als ich in der ersten Klasse saß, habe ich in der Schule den Kleinsten die Aufgaben vorgeschrieben und auch nachgesehen. Auch half ich unserem Lehrer, der einen Gesangverein gegründet hatte, die Notenblätter mit Text zu versehen. Vor unserem Lehrer hatten wir Kinder alle Respekt und Achtung, z. B. wenn unser Lehrer im Dorf hochkam — denn er ging immer gegen Abend zum Walde spazieren — so verhielten wir uns ruhiger, blieben stehen und grüßten freundlich.

Am Nachmittag liefen wir Kinder hinauf zum Walde und spielten dort. Wir wohnten ganz in der Nähe des Waldes. Es ist doch auf dem Lande herrlich zu wohnen. Man ist der Natur so nahe und lernt von der Natur, auch von den Tieren im Walde und von den Bäumen. Es ist auch was Herrliches und Wunderbares, wenn man im stillen Walde die Vögel singen und rufen hört. Mittwochs und sonnabends durfte man im Walde Brennholz suchen.

In den Schulferien fuhr ich oft nach Magdeburg zur Tante Sophie, Vaters Schwester. Sie hatte in Magdeburg eine Wasch- und Plättanstalt. An der Straße hing ein Schild: Wasch- und Plättanstalt von Sophie Heinrich, Zeißigbauer 8b vorn II. Anfang der Woche wurde gewaschen. Auch der Onkel half abends noch mit, wenn er heimkam von seiner Arbeitsstätte im Grusonwerk Magdeburg-Buckau. Das Dienstmädchen und ich haben dann immer die Wäsche oben auf dem Dach aufgehängt zum Trocknen. Vom Dach aus konnte man die Elbe entlangsehen, was wahrhaft ein wunderbarer Ausblick war. Zwei bis drei Tage hatte dann Tante zwei Plätterinnen zur Hilfe, die Starkwäsche und Blumen zu plätten. Die Plätterin bekam je Tag 3 Mark und das Mittagessen. Tante und ich trugen danach die Wäsche zur Kundschaft ins Hotel und zu den Professorenfamilien. Bei einer dieser Familien sah ich zum ersten Mal die Laterna Magica, als Kinder damit in dem dunklen langen Flur Bildstreifen vorführten. Für diese Wege zog sich Tante eine große weiße Schürze an. Dann wurde der große Korb mit Wäsche gepackt, und wir gingen damit in Richtung Friedrichstadt und Neustadt. Sonntagmorgen ging Onkel mit uns — meiner Base und mir — zum Platzkonzert oder zum Gottesdienst in den Dom. Tante kochte Mittagessen. Nachmittags fuhren wir alle miteinander mit dem Dampfer bis zum Herrenkrug und tranken dort Kaffee. Abends wurde noch irgendwo eingekehrt. Tante trug sonntags, wenn wir ausgingen, einen weißen Strohhut mit zwei großen weißen Straußenfedern.

Kleidung und Sitte

Man trug zu meiner Kindheit nur selbstgestrickte Strümpfe, einen dicken warmen Unterrock und im Winter ein dickes warmes Wolltuch und dicken Schal. Alle zwei Jahre bekam man ein Kleid. Den Stoff dafür kaufte man in Schöning — der Weg dahin führte immer durch den Wald. Im Sommer mußten es selbstgestrickte weiße Strümpfe sein. Die Stiefel wurden im Dorf vom Schuhmacher angefertigt, entweder Knopf- oder Hakenstiefel. Zwar konnte man die Stiefel rechts und links tragen. Zu Hause und auch auf der Straße liefen wir in Holzpantoffeln — oben drüber war Stoff angenagelt. Zur Kirche trug ich einen schönen Mantel, vorne runter geknöpft, und eine schöne dunkelrote Kappe dazu; denn wir mußten jeden Sonntag zweimal zur Kirche. Meinen Hut habe ich mir schon immer selber garniert, das Stroh gewaschen und, solange es naß war,

die Form dann gleich zurechtgesteckt und danach die Blumen und das Band daraufgenäht; denn zur Kirche mußte man einen Hut tragen. In der Handarbeitstunde häkelte ich mir Spitze aus Wolle an meinen Unterrock. Auch an meine Hemden habe ich mir Spitze gehäkelt. Desgleichen häkelte ich Schulterkragen, Gardinenspitze und Deckchen aus Wolle oder Häkelgarn. Außerdem wurden in der Stunde auch Hemden genäht und Strümpfe gestrickt. Zum Kleide band man immer eine Schürze vor. Auch am Sonntagnachmittag — allerdings dann eine kleine. Diese war aus besonderem Stoff, unten quer war eine bunte Borde eingestickt und zum Abschluß eine gehäkelte Spitze darangenäht. Zum Binden nahm man Atlasband in farbig.

Seit altersher ist Warberg ein schmuckes Dorf. Die Häuser stehen einzeln und meistens mit kleinen Gärten dabei, und vor allem gibt es schöne und breite Straßen. Auch eine schöne Sitte war eingeführt worden, indem die jungen Männer am Heiligabend um 12 Uhr vom Turm den Choral „Dies ist der Tag, den Gott gemacht ...“ anstimmen. Auch ist eine neue Schule gebaut worden, und zwar direkt neben der Kirche; denn Kirche, Schulhaus und Pfarrhaus standen nebeneinander. Ich war schon konfirmiert, als der zweite Lehrer eingestellt wurde. An schönen Sommerabenden gingen wir Mädchen in der Woche auf der Straße spazieren, wo die älteren Leute dann vor dem Hause auf der Bank saßen und miteinander plauderten. Dann schlossen uns sich auch die jungen Burschen an, und manch schönes Lied wurde gesungen. Anschließend wurde „Bunte Reihe“ gemacht. Dies war die schönste Zeit, derer ich mich immer gern erinnere.

Vereine und Gaststätten

In Warberg gab es 5 Vereine: 2 Gesangvereine, 1 Handwerkerverein, 1 Schützenverein und 1 Kriegerverein.

Eine schöne große Gaststätte hatten Prüßes und eine Schankwirtschaft Rodmanns. Prüßes Gaststätte hatte immer großen Zuspruch, sie florierte im Sommer wie im Winter. Im Sommer kamen die Besucher meistens von Schöningen durch den Wald. Im Winter aber, bei Schneelage, kamen sie mit Schlitten angefahren. Die Pferde trugen dann ein prächtiges Schellengeläut. Die Gartenanlagen waren auf das Beste hergerichtet. An den Seiten gab es grottenartig angelegte Plätze, dazwischen farbige Sträucher, überall Kies auf den Wegen und in der Mitte ein hübscher Springbrunnen. Auch ist in den letzten Jahren, anschließend an den schmucken Garten, ein schöner, großer Saal erbaut worden. Auch lag der große Gemeindeplatz dicht neben Prüßens Garten und Saal, auf dem immer Festlichkeiten abgehalten wurden. In der Mitte des Dorfplatzes grünte eine große dicke Eiche. Das Gasthaus Prüße war weithin bekannt. Die Magdeburger Kinder kamen jedes Jahr im Juli auf vier Wochen zur Erholung in diese Gaststätte. Mutter hat dort oft helfen müssen.

Wasserversorgung

Warberg war reich an Wasser. Im Frühjahr ließen wir Kinder immer unseren Ball schwimmen in dem Wasser, das so rasch aus dem Elm im Graben herunterfloß. Das bereitete uns immer ein großes Vergnügen.

In Warberg standen der Wasserversorgung 4 offene Brunnen zur Verfügung. Das Wasser wurde mit einer Winde hochgezogen und der Eimer an einer Kette festgemacht. Der eine Brunnen war bei dem Gemeindebackhaus, der andere gegenüber beim Landwirt Kühne und der dritte bei Laue gegenüber der Brauerei — denn in Warberg war auch eine Brauerei. Der vierte Brunnen befand sich



Eingang zur Burg
in Warberg

Aufnahme
H. A. Schultz

bei Holtheuer, gegenüber von Haake. Außerdem waren im Dorf noch 2 Brunnen mit Wasserbecken, einer im Oberdorf und der große Brunnen auf dem Schäferhof von der Domäne — auch mit großem Wasserbecken.

Dort kam ein dicker Wasserstrahl aus dem Rohr. Wenn man eine kleine Weile dabei stand, so sagte man: „Dankenswert, ist doch ein schönes kühles Trinkwasser!“ Für diesen Brunnen habe ich einen netten Spruch: „Seht, wie einfach ist mein Leben — geben, geben, immer nur geben!“ — Auch war im Dorf eine Wasserleitung.

Wirtschaftliche und soziale Verhältnisse

In unserem Dorf zählte man 5 Lebensmittelgeschäfte, 3 davon schlachteten jeden Freitag ein Schwein. 2 Fleischerläden waren vorhanden und 3 Bäckereien. Was man eingekauft hatte im Laden, das wurde meistens noch mit Kreide auf dem Ladentisch zusammengerechnet. Zum Abwiegen benutzte man eine Waage mit zwei Schalen, die an einer dünnen Kette hingen, indem man sie in die Hand nahm und so wog. Es wurde auch nicht mit 10 oder 5 Pfennig gerechnet: 10 Pfennig = 1 Groschen. Im Kaufladen wurde so gerechnet: 35 Pfennig = 3 und einen halben; 65 Pfennig = 6 und einen halben.

In den Jahren, als ich noch zur Schule ging, hatten nur wenige Familien ein Portemonnaie. Die Handelsleute, die mit Wolle, Seife und Holzgeschirr kamen, hatten einen Geldbeutel. Er war dichtmaschig gearbeitet, länglich in der Form, von grüner Farbe, in der Mitte mit einem Loch und einem Ring. Mit dem Ring wurde der Beutel geschlossen. Auch hatten nur wenige Familien einen Korb zum Einkaufen. Die Ware wurde in die Schürze genommen.

Wie mir in meiner Kindheit von älteren Leuten und auch von den Eltern erzählt ist, verdienten die Landarbeiter zu Anfang des 19. Jahrhunderts am Tage nur einige Groschen — ein Groschen = 10 Pfennige. Allerdings bekamen die Leute morgens früh eine Erbsensuppe mit Speck. Im Winter begann morgens um 4 Uhr die Arbeit in der Scheune. Dort wurde das Korn mit einem Flegel am Boden gedroschen. Um die Körner zu reinigen, war eine Drehmühle da. So hatten die Tagelöhner den ganzen Winter über Arbeit mit der Frucht. Später kam die Dreschmaschine auf. Es gab ganz früher im Dorf einige Leute, die so arm waren, daß die Kinder teils auf dem Fußboden schlafen mußten.

Spinnen und Weben

Die Frauen waren im Winter fleißig am Spinnen; denn es wurde noch viel Flachs angebaut. Bis der Flachs soweit war bis zum Spinnen, war viel Arbeit damit. Wenn der Flachs abgeerntet war, wurde dieser wochenlang in fließendes Wasser gelegt — allerdings mit Steinen beschwert. Nachdem der Flachs wieder trocken war, wurde er durch Eisenkämme gezogen, damit die Außenrinde abfiel. Dann war wieder ein Apparat nötig, um den Flachs weich zu bekommen. Das nannte man „Hecheln“. Dann war der Flachs bald soweit, daß er ans Spinnrad kommen konnte.

In unserem Dorf waren viele Webstühle. Wenn dann das Leinen fertig war, kam es den ganzen Sommer über auf die Bleiche. Am Tage wurde zwei- bis dreimal Wasser darüber gesprengt. Ein Stück Leinen war 10 Ellen lang— eine Elle hatte 80—90 cm. Auch die Handtücher wurden so gefertigt und gebleicht. Von dem Leinen wurde viel Wäsche angefertigt, z. B. Hemden und Bettwäsche. Das Leinen war 80 cm breit. Teils wurde es blau gefärbt für Schürzen und für die Männer zu Hosen und Jacken. An die Jacken wurden Knochenknöpfe genäht.

Zu meiner Zeit waren nur noch 5 Webstühle im Dorf. Bei uns im Hause wohnte eine alte Frau. Ich kann mich noch gut des Gesprächs entsinnen, als sie ihren 77. Geburtstag hatte. Sie erzählte, als sie noch jung gewesen, da hätten die Mädchen sonntags einen dicken roten Unterrock aus Beiderwand getragen. Dieser war unten mit schwarzen Streifen besetzt und darauf Perlen genäht. Dieser Rock war das einzige gute Stück, das sie hatten, und wenn einmal Musik im Dorfe war, so wurde im roten Unterrock getanzt, und zwar auf dem Rasen.

Jedes Mädchen nähte sich zu meiner Zeit noch die Wäsche selber, und zwar alles mit der Hand: Bettbezüge, Hemden, Schürzen und Röcke.

Die Mädchen, die beim Bauern in Stellung waren, mußten im Winter eine gewisse „Zahl“ an Flachs spinnen. Diese Betätigung geschah noch neben der Arbeit im Haus und im Stall. Sie mußten sich immer für ein Jahr verbindlich machen. Als Lohn für einen Monat gab es drei Mark.

Auf der Domäne

Warberg hatte eine größere Domäne, die nach dem zweiten Weltkrieg aufgeteilt wurde. Die Tagelöhner auf der Domäne bekamen, als ich noch zur Schule ging, nur einen geringen Lohn. Den Pferdeknechten wurden die Woche elf Mark gezahlt. Dazu erhielten sie $\frac{1}{2}$ Morgen Kartoffelland und $\frac{1}{4}$ Morgen für Gemüse.

Auf der Domäne arbeiteten viele Polen. Im Winter kehrten sie zurück nach Hause, und im Frühjahr kamen sie wieder. Zwei Kasernen, eine für die Mädchen, eine für die Männer, dienten zu ihrer Unterkunft. Vor dem 1. Weltkrieg waren die Kaufläden auch sonntags bis Mittag geöffnet. Dann machten auch die Polen gern ihre Einkäufe. Die Polen kauften immer für ganze Groschen, z. B. 10x für 10 Pfennig Schmalz, 20x für 10 Pfennig Wurst. In der Küche auf der Domäne waren zwei junge Mädchen, die den Polen für den Abend das Essen im großen Kessel kochten. Wir Kinder gingen gegen Abend gern dorthin, um zusammen mit den alten Frauen, die Kartoffeln schälten, die jedesmal benötigten Kartoffeln aus der Ritterburg zu holen. Das machte uns immer Freude. Ich muß noch bemerken, daß meine Mutter als junges Mädchen auf der Domäne in der Küche bei der Mamsell fünf Jahre lang tätig war und dort noch später oft aushelfen mußte.

Dat Vorrkiehrsproblem in Harzeborch von Otto Rohkamm

Huitijen Da'es jifft et kaine Beddelärs mⁱehr, kaine Bärentreckers, Tatern, Orjelkⁱerls, Schermmakers un Scherenslⁱipers. Dai trecken froiher von H^ous te H^ous un halen 'en Luien et Jeld af.

Disse Art Velker, dai bedr^uo'en, w^uo se man können. Se klauen, datt en s^ain aijen H^ous nich ainen ^uO'enblick all'ene laten könne un de H^ousdⁱer nich ^uopen. Daumme werren 'er de Pollezisten scharpe hinderhär, hinder disse Rumhärdr^aiwers. ^oUse ^uole Stadtpolleziste hat mannichainen dervon in'efongen, von disse Strolche, un hat se in't Kittchen ebrocht, in'esarret in't Hunnelock. Da moßten se wat dauen, graben in Garen ^uoder Holt hacken up 'en Howwe, denne dat Amsjerichte harre 'ne gr^oote Holtrente von 'er Intressentschopp. Et kraich 'ne gr^oote Blockbanse Boikenholt, St^uuken un Wasen for 'en Winter.

Up disse W^aise is froiher immer Ornunge 'west in 'er Welt dorch de Pollezisten un Landschandarren. Un an Da'e junk noch de Hunnefänger rumhär, un et nachts de Nawächter. In 'er Feldmark awerst make de Pänder s^aine Runne mid 'en Tⁱeben. Hai passe up, datt nich est^ohlen word, datt de Luie nich dorch et K^uoren laipen un de Krabbens nich dorch dai unjemaijeten W^aischen.

Wail n^ou späder de Vorrkⁱehr immer gretter word in Harzeborch, un dai Autos kaimen up, do moßten de Pollezisten ^uok noch anderen Dainst maken up 'er Strate. Se moßten dän Kraftwa^envorrkⁱehr rejel^aiern. Un do hat ^ouse ^uole Stadtpolleziste mannichfaken s^aine hallewe N^ot ehat. Dai was nich bl^uot 'ne Seele von Minsche, en Orijenal in besten Sinne, hai was ^uok en Mann, dai up s^aine Beamtenehre stolt was, un dai seck up s^aine Uneform wat inbille. Recht un Jesetz junk 'ehne ^uower alles in 'er Welt. Hai maine: „Eck kann woll emal en ^uO'e taudricken, wenn et gaiht; eck kann ^uok alle baide ^uO'en taudricken, wenn et gaiht; awerst wenn et nich gaiht, denne gaiht et nich. Denne mott eck de Luie anzaijen, un eck zaije se an! Denne mett de Dⁱe'enichte ^uok 'ehre Strafe hebben!“

Vⁱel Arjer hat hai ehat mid 'en Luien, wenn se't nachts up 'er Strate rumhärkrakeelen, grunddessen datt se bes^uopen werren w^ai de Pannenflickers.

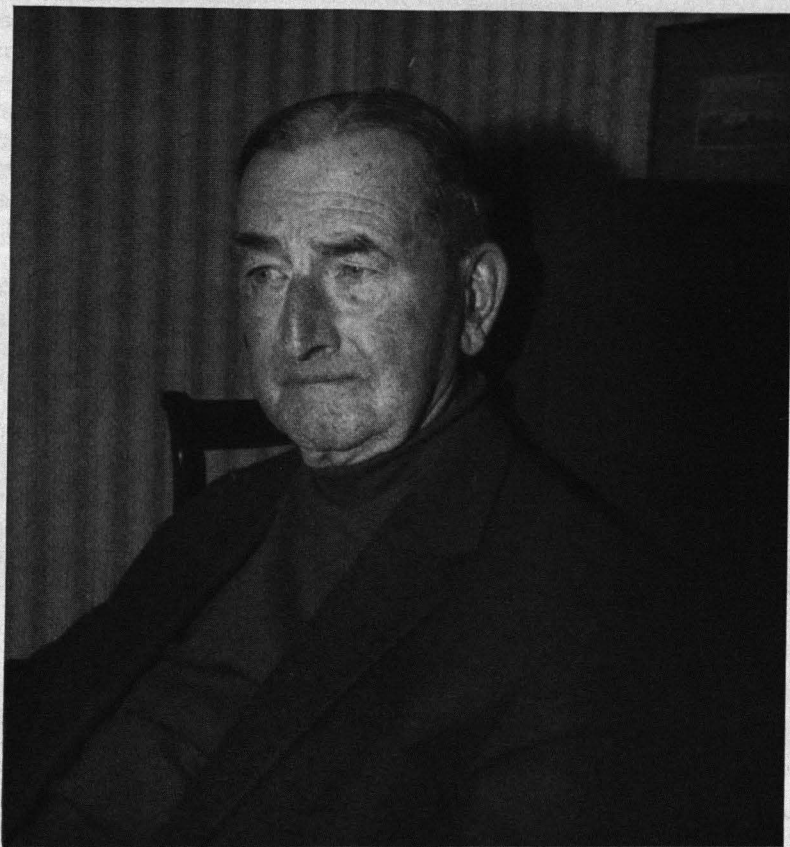
„Herr Milder“, sä'e, „wie heißen Sie? Sejjet Sai meck jez 'Ehren Namen, ^uoder eck schr^aiwe Sai up!“

Emal kamm hai datau, w^ai ainder, et was en Harzeberjer Börjer, en Elektriiker, d^uudeldicke in en daipen Graben efallen was, däne de Stadt in 'er Willemstrate vor „Löhrs-Hotel“ up'emaket harre tau'r Reparatur^uer von 'er Gaaslaitunge. Do maine de Polleziste: „Na, Herr Stadtrat, wat maket Sai denne h^aier unnen in dän daipen Locke midden in 'er duisteren Nacht? Sai sind doch Elektriiker! Wat hett Sai denne da an 'er Gaasleitung tau soiken? N^ou maket Se man dralle, datt Se da r^outk^uomet ^out dän Locke. Vom-morjen werd dat gl^aik tau'esmetten!“

Hai behailt immer de Rauhe b^ai s^ainen Dainste, ^uok wenn 'ne de Luie mal dumme kaimen, awer fertich was hai mid 'er Welt, w^ai de Auto-Vorrkⁱehr immer dulder word. Do moßte hai in vulder Posent^uer up 'er Kruizunge stahen b^ai „Hotel Victoria“ up 'er Willemstrate. Da moßte hai dän Vorrkⁱehr rejel^aieren, wenn wat l^uos was, w^ai et Pärerennen. In bla'en Rocke mit blankjeputzeten Messinkkn^epen stund hai da, de Stadtpolleziste, mid Säbel un Pickelhaube. Un slotewitte Handschen harr'e anne.

Do hat et doch sau'n Automobiliste fertichebrocht un hat 'ne an'efahren mit s^ainen Auto'e. Hai kraich en Schupps, datt'e b^ainah up de Strate fl^uoch, hai, de Amsperson in Uneform, vor allen Luien! Do word hai ticksch, junk wech von 'er Strate un raip ^uower'n Platz: „Sau, n^ou fahret w^ai Jäi willt! For m^ainentwäen fahret J^aich d^uot!“ — — Un dat hett si jo denne ^uok edaan!

AUS DER HEIMATPFLEGE



Heinz Mollenhauer wurde 80 Jahre alt

Persönlichkeit und Wirken unseres Heimatfreundes Heinz Mollenhauer sind in dieser Zeitschrift schon zweimal gewürdigt worden, nämlich anlässlich seines 65. Geburtstages 1958 auf S. 88 des 44. Jahrganges und zu seinem 70. Geburtstage 1963 auf S. 94 des 49. Jahrganges. Nun gilt es, seines 80. Geburtstages am 22. August 1973 zu gedenken. Überblickt man rückschauend das, was der Jubilar in den vergangenen 10 Jahren getan und geäußert hat, so kann man sagen, daß er sich trotz dem fortschreitenden Alter im Grunde seit 1963 kaum verändert hat und, unbekümmert um die Meinungen anderer, weiterhin stets so gehandelt, gesprochen und geschrieben hat, wie es seine Natur ihm eingab. Zwar ist naturgemäß der Schritt etwas langsamer geworden und die Stimme nicht mehr so kraftvoll wie ehemals, aber der Entdeckungsdrang und die Wanderlust sind ebenso geblieben wie das Bedürfnis zur Mitteilung seiner Beobachtungen und Erlebnisse in Wort und Schrift.

Er war und ist noch heute ein „homo novarum rerum cupidus“, wie es die alten Römer nannten, ein Mensch voll Strebens nach neuen Eindrücken. So

schritt er immer mit wachen Augen durch Stadt und Land, hier einen übermoosten alten Grabstein entziffernd oder einen wunderbar gewachsenen Baum erspähend, dort ein neues Denkmal oder eine umgestaltete Grünanlage kritisch betrachtend. Er gehörte nie zu jenen Heimatschützern alten Schlages, denen nur die Bewahrung des guten Alten am Herzen lag und jede Veränderung des Bestehenden unheilvoll erschien. Das beweisen seine vielen kleinen Aufsätze in unserer Zeitschrift, in denen er auf sehenswerte Neuerungen der Kulturpflege, des Orts- und des Landschaftsbildes der Heimat aufmerksam machte: die Neueinrichtung des Lessinghauses in Wolfenbüttel (1958, S. 122), das neue Vogelschutzgebiet bei Salzgitter-Lichtenberg (1959, S. 135), die Eröffnung des Heimatmuseums im Schloß Salzgitter-Salder (1960, S. 57), das Denkmal für den Erfinder der Drillmaschine in Leiferde (1960, S. 91), die Gandersheimer Domfestspiele (1962, S. 126), das Trachtenfest des Deutschen Trachtenvereins in Braunschweig (1963, S. 126), Stadtbüttel, Moosholzmännchen und Stadtmuseum in Königslutter (1965, S. 79), das neue Heimatmuseum in Seesen (1965, S. 94), die Nachzucht der seltenen Süntelbuche im Elm (1966, S. 24), die Erweiterung des Botanischen Gartens in Braunschweig (1966, S. 62), die Anlage eines neuen Waldlehrpfades bei Nauen (1966, S. 156), Heimatkundliche Lehrmittel in der Mittelpunktschule zu Lutter (1967, S. 25), und die gegenwärtigen Lebensverhältnisse im Zonenranddorf Offleben (1966, S. 73). Unvergessen werden vielen Mitgliedern unseres Landesvereins für Heimatschutz auch Mollenhauers Berichte über heimatkundliche Eindrücke von seinen Wanderungen und Reisen sein, die er jahrein, jahraus auf den Monatsversammlungen zu geben pflegte, sei es aus der näheren Umgebung der Stadt Braunschweig, aus den Kreisen Gifhorn, Helmstedt, Gandersheim und Holzminden, aus der Göttinger Gegend oder gar aus Berlin.

Dabei liebte es der erfahrene Anwalt, gelegentlich den „advocatus diaboli“ zu spielen um durch überspitztes Lob anfechtbarer Neuerungen Widerspruch herauszufordern, so daß sich eine lebhaft entwickelte und die selbständige Urteilsbildung der Zuhörer befruchtete. Überhaupt verdankte Mollenhauer seine Breitenwirkung auf die Heimatfreunde der Gabe, die Beobachtungen, die er als Einzelgänger auf einsamen Streifzügen machte, mit beredten Worten anderen Menschen nahezubringen und sie dadurch zu eigenen Wandererlebnissen in seinen Fußstapfen zu ermuntern.

Heinz Mollenhauer war aber nicht nur Wegweiser zu neuen Zielen für heimatkundliche Wanderungen. Er wußte ebenso gut auch das wertvolle Erbe der Vergangenheit zu schätzen und dafür zu werben. Davon zeugen in unserer Zeitschrift außer einem Aufsatz über Familienalben als Geschichtsquellen (1958, S. 18) auch die Aufsätze, in denen er verdienter Heimatforscher, Heimatpfleger, Schriftsteller und Maler der Heimat gedachte, so über Franz Zobel (1960, S. 57 und 1961, S. 27), Hermann Fischer (1960, S. 125), Wilhelm Sandfuchs (1961, S. 58), Gustav Rüggeberg (1961, S. 60), Max Römer (1961, S. 93 und 1963, S. 18), Friedrich Hartger (1962, S. 25), Julius Holtzberg (1964, S. 15) und Ernst Bergfeld (1969, S. 10). Dazu kommen noch zahlreiche biographische Skizzen in den Blättern der Freunde des Großen Waisenhauses BMV in Braunschweig. Dort hat der Hochbetagte seit Ernst Bergfelds Tode als dessen Nachfolger in der Schriftleitung ein schönes neues Betätigungsfeld für seine vielseitigen Interessen gefunden. Möge es dem Unermüdlichen vergönnt sein, noch manches weitere Jahr sein verdienstvolles Amt in bewährter Rüstigkeit auszuüben zur eigenen Befriedigung und zum Wohle des Waisenhauses!

Flehsig

Wilhelm Osterloh · 70 Jahre

Aus der älteren Lehrergeneration haben sich mehrfach Persönlichkeiten hervorgetan, die durch Selbststudium und jahrelange Forschungen auf Spezialgebieten als anerkannte Fachleute gelten dürfen. Zu diesem Kreise ist ohne Zweifel auch der frühere Braunschweiger Volksschullehrer Wilhelm Osterloh zu zählen, der am 10. Oktober 1973 sein siebzigstes Lebensjahr vollendet hat.

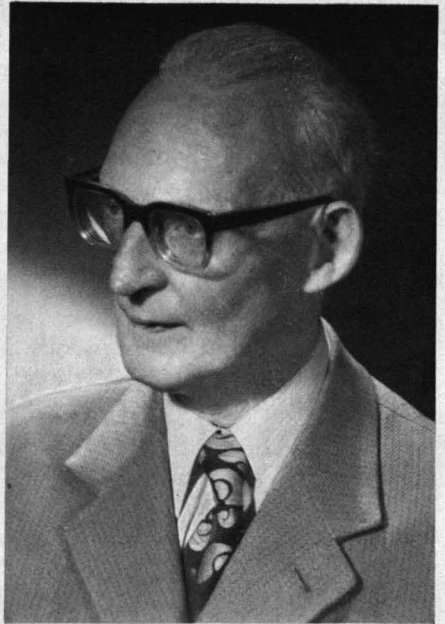
Der Jubilar, der als Mitglied des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz besonders durch seine botanischen Beiträge über das Naturschutzgebiet Riddagshausen bekannt wurde, entstammt einer alten Familie unseres Landes, deren Angehörige als Bauern, Gärtner und Forstleute die große Naturliebe Wilhelm Osterlohs erklären lassen.

Nach dem Besuch der Volksschule Ottmerstraße und der Knabenmittelschule Augustplatz in den Jahren 1910—1919 absolvierte er die Lehrerbildungsanstalt Braunschweig. In diesen Schulen wirkten auch heute noch mit Respekt genannte Lehrer wie Ernst Bode, Wilhelm Börker, Dr. Otto Gerber, Paul Ramke, Friedrich Regener und Otto Thönicke, die ihren Schülern ein für uns Jüngere erstaunliches Universalwissen, großes pädagogisches Geschick und die Bereitschaft zu ständiger Weiterbildung mitzugeben verstanden. Außerdem gelang es jenen Lehrerbildnern, die besonderen Neigungen ihrer Schüler schon frühzeitig zu erkennen und zielgerecht zu fördern.

So überrascht es nicht, daß auf Wilhelm Osterlohs familiäre Beziehung zu Bortfeld, dem durch Geschichte und Brauchtum oft erwähnten Dorfe vor den Toren Braunschweigs —, seine besonders von Wilhelm Börker unterstützte Vorliebe für die plattdeutsche Sprache zurückzuführen ist. Dagegen wußte Paul Ramke, der verdienstvolle Schöpfer des städtischen Hauptschulgartens, die Neigung seines Schülers zu botanischen Studien behutsam zu entwickeln. —

Unser Jubilar ließ Lehrer und Mitschüler bereits vor mehr als fünfzig Jahren aufhorchen, als er seinen ersten größeren Vortrag über die Pflanzenwelt des Schapenbruchteiches hielt. Dieses Referat darf als Ursprung seiner späteren, auf Anregung der Naturschutzbeauftragten Dr. Wolf Hartwich und Walter Kellermann entstandenen Arbeiten über das Riddagshäuser Teichgebiet angesehen werden, die zu einem großen Teil mitgeholfen haben, Riddagshausen bis in die Gegenwart als wertvolle Naturlandschaft zu erhalten.

Wilhelm Osterlohs Wirken als Lehrer von 1924 bis 1966 nacheinander in den Dienstorten Calvörde, Holenberg bei Stadtoldendorf, Barum, Braunschweig, Ortschaften bei Bockenem, Hessen am Großen Fallstein sowie in Klein Schöppenstedt und Rautheim bot ihm die Möglichkeit, weite Teile des Braunschweiger Landes genau kennenzulernen und vor allem pflanzensoziologisch zu untersuchen.



Hierbei wurde nie versäumt, jede Beobachtung exakt zu beschreiben und in einer Kartei festzuhalten. Ein ausgezeichnetes Gedächtnis für Fakten und Zahlen sowie eine vortreffliche Ortskenntnis ließen Freunde, Berufskollegen bei Fortbildungsveranstaltungen, Vorträgen und Exkursionen wie auch Studenten und Kandidaten der Pharmazie immer wieder staunen. — Nicht ohne Grund schätzt man überall seine genaue Kenntnis wohl aller Pflanzenarten unserer Heimat, ihrer Standorte und der über Jahrzehnte registrierten Veränderungen. Durch dieses einmalige Fachwissen hat sich der Jubilar neben seinem Freunde Erhard Fröde seit langem zu einem der besten Botaniker unseres Gebiets qualifiziert.

Es war bedauerlich, daß diese segensreiche Tätigkeit durch die Einberufung zum Heeresdienst unterbrochen werden mußte. Eine schwere Verwundung und langer Aufenthalt in Lazaretten ließen viele Arbeiten vorerst ruhen, doch konnte Wilhelm Osterloh seine Forschungen neben der stets mit Begeisterung erfüllten Tätigkeit als Lehrer schon kurze Zeit nach dem Kriege wieder aufnehmen.

Leider blieben das Gebiet des Großen Fallsteins und der Bereich des Osthazes nunmehr für ihn unerreichbar. Gleichwohl konnten seine in ausgezeichneten Gutachten niedergelegten Beobachtungen und Erkenntnisse u. a. über die Pflanzenwelt des Elmes, des Rieseberges und des Rieseberger Moores, des Destedter Gutsarkes sowie über die stets gefährdeten Waldungen an der Peripherie des Braunschweiger Stadtkreises doch wesentlich dazu beitragen, daß diese Gebiete zumeist in letzter Minute unter Natur- oder Landschaftsschutz gestellt wurden. — Hiermit hat sich Wilhelm Osterloh Verdienste erworben, deren Wert erst unsere Nachfolgeneration in seiner ganzen Bedeutung erkennen wird.

Daneben entstanden zu gleicher Zeit u. a. beachtenswerte Beiträge, die in mehreren Jahrgängen des „Heimatboten für den Landkreis Braunschweig“ und im „Heimatbuch des Kreises Wolfenbüttel“ erschienen, ein detaillierter Aufsatz über die Flora der Rautheimer Flur in der Chronik dieses Ortes sowie die im Jahre 1970 abgeschlossene und durch vierzig Farbdias von Erich Seemann ergänzte Darstellung „Zur Biologie der Orchideen des Braunschweiger Landes und angrenzender Gebiete“.

Der Leser dieser biographischen Skizze mag sich schon eingangs gefragt haben, ob hier wohl Worte des Gedenkens für einen völlig einseitig ausgerichteten Fachmann geschrieben wurden. Dies ist nicht der Fall. Wilhelm Osterlohs schon erwähntes Gedächtnis unterstützt gleichfalls sein lebhaftes Interesse für geschichtliche Zusammenhänge. Intensives Studium historischer Fachliteratur, die Fähigkeit, geschichtliche Prozesse klar zu analysieren sowie das objektive Urteil des Siebzigjährigen auch gegenüber Fragen des Zeitgeschehens schließen den oben angedeuteten Verdacht von vornherein aus. —

Wilhelm Osterloh gewann durch häufig anstrengende Fuß- und Radwanderungen eine selten beobachtete Härte gegen die Unbilden der Witterung; es ist dem Jubilar selbstverständlich, daß er es bei längeren Exkursionen an Ausdauer und Genügsamkeit auch heute noch mit jedermann aufnimmt. Daneben werden ihm Rüstigkeit, geistige Frische und Regsamkeit sowie ein verhaltener, aber tiefgründiger Humor stets von neuem bestätigt.

Mögen jene Gaben dem Jubilar noch lange erhalten bleiben für seine Familie, seine Freunde und Bekannten sowie nicht zuletzt für die Bewahrung oder Wiederherstellung einer gesunden Landschaft —, einer Aufgabe, der sich Wilhelm

Osterloh bereits mit ganzem Herzen verschrieben hatte, als Begriffe wie Umweltschutz und Lebensqualität noch nicht geprägt waren und als ein bescheidener Schulmeister mit unwiderlegbaren Fakten und einer frappierenden Sicherheit schon damals eine Entwicklung voraussagte, deren Probleme heute allen Verantwortlichen auf den Nägeln brennen.

H. Eichhorn

Neues heimatliches Schrifttum

Bernd-Ulrich Kettner, *Flußnamen im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine* (= Bd. 6 der Reihe „Name und Wort“, Göttinger Arbeiten zur niederdeutschen Philologie, hrsg. von Heinrich Wesche). Verlag C. Bösendahl, Rinteln 1972.

Dem Verfasser ist es gelungen, für die Drucklegung seiner sehr umfangreichen und inhaltlich gewichtigen Göttinger Dissertation in Buchform Druckkostenzuschüsse vom Lande Niedersachsen, von der Calenberg-Grubenhagenschen Landschaft, vom Leineverband, von den Städten Alfeld und Hildesheim sowie von den Landkreisen Einbeck, Gandersheim, Hildesheim-Marienburg, Northeim, Osterode und Springe zu erlangen. Allein schon dieser Umstand läßt erkennen, daß Kettners langjährige Forschungsarbeit nicht nur im Kreise der niederdeutschen Sprach- und Namenforscher, sondern auch in der weiten Öffentlichkeit Anerkennung und Förderung gefunden hat. Förderung hatte sie auch mit vollem Recht verdient. Denn der Verfasser hat mit staunenswerter Gründlichkeit ein über alles Erwarteten umfangreiches Material über Wasserläufe aller Größen und Arten in einer Landschaft zusammengetragen, die von den nordhessischen und westthüringischen Randzonen des südlichen Niedersachsen bis unterhalb der Einmündung der Innerste in die Leine reicht und im Osten den größten Teil des Westharzes, im Westen die östlichen Ränder des Weserberglandes einschließt. Wie groß die Ausbeute war, die Kettner aus gedruckten Urkundenbüchern und ähnlichen Veröffentlichungen, aus unveröffentlichten Archivalien, handschriftlichen Flurnamensammlungen und mündlichen Umfragen in den Orten seines Untersuchungsgebietes gewonnen hat, wird aus einem Vergleich des Umfangs seines Buches mit der früher für die norddeutsche Flußnamenforschung grundlegenden Dissertation von Fr. Witt über „Beiträge zur Kenntnis der Flußnamen Nordwestdeutschlands“ von 1912 deutlich.

Während Witte sein Material aus ganz Nordwestdeutschland einschließlich Schles-

wig-Holsteins auf 232 Seiten ausgebreitet hatte, brauchte Kettner zur Behandlung seines Materials aus einem sehr kleinen Teilgebiet des Wittschen Untersuchungsraumes 374 Seiten, von denen allein 330 Seiten auf das alphabetische Register der Flußnamen und 44 Seiten auf den auswertenden zweiten Teil über die „Bildungsweise der Flußnamen“ entfallen. Dazu kommen noch am Anfang 7 Seiten für Vorwort und Einleitung und am Schluß 36 Seiten für die Verzeichnisse der Quellen, der benutzten Literatur und der Abkürzungen.

In dem alphabetischen Register der Flußnamen, das sowohl Flüsse wie Bäche, Gräben und Quellsümpfe umfaßt, sind alle Belege für eine Namensform mit Alters- und Herkunftsangaben versehen. Soweit es sich dabei um Gewässer in den braunschweigischen Landkreisen Gandersheim und Wolfenbüttel und im Stadtkreis Salzgitter handelt, wird dabei auf ungedruckte Urkunden und Akten im Nieders. Staatsarchiv zu Wolfenbüttel hingewiesen, die bisher für topographisch-namenkundliche Zwecke zumeist noch gar nicht erschlossen waren. Somit ist Kettners Buch über den Kreis der Namenforscher hinaus auch für die allgemeine Heimatforschung im Braunschweigischen eine ergiebige Fundgrube.

Daß die sprachwissenschaftlichen Erläuterungen zu den einzelnen Flußnamen und die zusammenfassende Behandlung der Bildungsweise der nach Grundwörtern und Suffixen geordneten Namentypen im 2. Teil dem neuesten Stande philologischer Forschung entspricht, versteht sich von selbst bei der gediegenen methodischen Ausbildung, die der Verfasser bei seinem als Namenforscher hochangesehenen akademischen Lehrer Heinrich Wesche, dem Inhaber des Lehrstuhls für niederdeutsche Philologie in Göttingen, jahrelang genossen hat.

Wenn trotzdem nicht alle Deutungen der Bestimmungswörter und nicht alle Erklärungen für Veränderungen bei der Benennung der Gewässer überzeugen können, so mindert das durchaus nicht den blei-

benden Wert des Buches als eines unentbehrlichen Nachschlagewerkes. Jeder, der selbst in der wissenschaftlichen Namenforschung tätig ist, weiß nur zu gut, wie oft in den vergangenen 100 Jahren scheinbar unumstößliche Lehrmeinungen anerkannter Autoritäten später widerlegt oder doch abgewandelt worden sind. Auch in Zukunft wird das kaum anders sein, solange noch immer große unausgewertete Bestände an Mundartwörtern in den Zettelkästen der Wörterbuchinstitute und nicht minder große Bestände unveröffentlichter Urkunden und

Akten in den Archivalien liegen, deren Nutzung für die Forschung noch viele Überraschungen verspricht. Doch das ist ein sehr weites Feld, und es wäre der Namenforschung schon viel geholfen, wenn zunächst wenigstens der Rohstoff der schriftlich und mündlich überlieferten Gewässernamen aus allen Jahrhunderten für die Stromgebiete der Weser und Aller ebenso lückenlos und zuverlässig zusammengetragen und veröffentlicht würde, wie es Kettner in vorbildlicher Weise getan hat.

W. Flechsig

An unsere Mitglieder!

Infolge der ständig wachsenden Druck- und Papierkosten und der Erhöhung des Drucksachenportos, die den Versand unserer Zeitschrift erheblich verteuert hat, sehen wir uns gezwungen, die Hefte 3 und 4 des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift zu einem Doppelheft mit gekürztem Umfang von 48 statt 64 Seiten zusammenzuziehen. Ebenfalls um Porto zu sparen, müssen wir von jetzt an das Gesamtinhaltsverzeichnis für den abgeschlossenen Jahrgang der Zeitschrift fest geheftet auf den letzten Seiten des Schlußheftes bringen, statt es, wie bisher, lose dem ersten Heft des folgenden Jahrgangs beizufügen, was dem Buchbinder ermöglicht hatte, das Inhaltsverzeichnis an den Anfang eines zu bindenden Jahrgangs zu setzen. Das neue Verfahren wurde uns von der Bundespost aufgezwungen, die jede lose Beilage in einem Zeitschriftenheft fortan mit Portozuschlag belegt. Wir bitten unsere Leser um Verständnis dafür, daß sie sich daran gewöhnen müssen, das Inhaltsverzeichnis nunmehr bei eingebundenen Jahrgängen am Ende zu suchen.

Wir würden diesen und anderen Schwierigkeiten in der Finanzierung der „Braunschweigischen Heimat“ und ihres Versandes leichter gewachsen sein, wenn nicht ein Teil unserer Mitglieder nach wie vor in der Entrichtung der Mitgliedsbeiträge sehr säumig wäre. Wir machen daher nochmals darauf aufmerksam, daß, wie auf der letzten Jahreshauptversammlung beschlossen und in Heft 2/1973 dieser Zeitschrift auf S. 64 bekanntgegeben, Mitglieder aus der Vereinskartei gestrichen werden, wenn sie 2 Jahre lang trotz Mahnungen keine Beiträge gezahlt haben.

Der Vorstand

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

Inhalt

der Hefte 1—3 des 59. Jahrgangs 1973

	Seite
Verborgene historische Stätten: Schloß Salzdahlum Von Hans Adolf Schultz	1
Die „Rippe des Riesen Goliath“ im Braunschweiger Domschatz Von Adolf Quast	7
Julius Oldekop, ein streitbarer Jurist im 17. Jahrhundert Von Karl Henning Oldekop	8
Eine Bibliographie der Ordenskommande Lucklum	15
Alltags- und Festtagskost des ostfälischen Landvolkes im 16.—18. Jahrhundert Von Werner Flehsig	17
Mineralfunde zwischen Braunschweig und Wolfsburg Von Friedrich Wilhelm Wiedenbein	23
Helene Evers wurde 80 Jahre alt Von Siegfried Wolter	28
Dr. Werner Flehsig 65 Jahre Von Hans Adolf Schultz	28
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1972	30
Verborgene historische Stätten: Die „Levenborch“ — (Liebenburg) Von Hans Adolf Schultz	33
Die berühmten Glocken des Braunschweiger Domes Von Adolf Quast	38
Die Pfingstänger und ihre pfingstzeitlichen Lustbarkeiten. Neue wortgeographische Beiträge zur Abgrenzung des ostfälisch-engrischen Kulturkreises Von Werner Flehsig	50
Johann Royer (1574—1655), fürstlicher Gärtner im Schloß Hessen 1607—1655 Von Wilhelm Osterloh	57
Probleme der Wasserversorgung des Riddagshäuser Teichgebietes Von Heinz Eichhorn	61
Neues heimatliches Schrifttum	64

	Seite
Uralte Böden zwischen Elm und Aller Von Otto Klages	65
Der romanische Baukran im Nordturm des Braunschweiger Domes Von Adolf Quast	72
Ostfälische Ortsnamen auf -beck/-b(e)ke und -au Von Werner Flehsig	76
Verborgene historische Stätten: Die Asseburg Von Hans Adolf Schultz	83
Johann Royers Beobachtungen über die Pflanzenwelt des nördlichen Harzvor- landes und des Brockens im 17. Jahrhundert Von Wilhelm Osterloh	90
Jugendzeit in Warberg am Elm Von Marie Cillien	99
Das Vorrkehrsproblem in Harzeborch. Erzählung in der Mundart des Amtes Harzburg Von Otto Rohkamm	104
Heinz Mollenhauer wurde 80 Jahre alt	105
Wilhelm Osterloh · 70 Jahre	107
Neues heimatliches Schrifttum	109
An unsere Mitglieder	110
Inhalt des Jahrganges 1973	111

2470 146

173.78